Liebe und Leben.

Novellen

von

Ed. Brinckmeier.

Braunschweig,
Verlag von G. C. E. Meyer sen.
1841.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/liebeundleben01brin

RBR
Jantz
#1117

Inhalt.

	Seite.
Die erste und die letzte Liebe	1.
Dante Alighieri	25.
Eine zweite Liebe	52.
Helene	68.
Der alte Fiedler	81.
Ein Abenteuer in Braunschweig	98.
Lord Heinrich	128.
Die Liebe in Rom	148.
Zweifacher Tod	187.
Ein Abend vor der Hochzeit	201.
Die letzte Nacht eines Poeten	211.
Nelly	218.
Benedict. Scenen aus dem Leben	226.
Die Tochter des Pflanzers	245.

Die erste und die letzte Liebe.

I.

Die Sonne war unter den Horizont hinabgesunken. Die letzten Lichtstrahlen erloschen rasch auf der Erde und am Himmel, und warfen nur noch einige schwache Tinten auf die Wolken, welche der Abendwind gleich dem Rauch über einer Feuereſſe wiegte.

In der Mitte hundertjähriger Bäume erhob sich düster die alte Abtei. Kein Licht glänzte an den Fenstern ihrer Thürmchen; kein Laut ertönte in ihrem schwarzen Glockenthurm, als der monotone Schlag des Uhrpendels. Es war, als hätten die Lebendigen diese Wohnung den Wundern, Zauberern und den Schatten der Mönche und Ritter überlaſſen, deren Gebeine unter den Steinen des Pflasters ruhten. Kein Schloß auf einem an Monumenten des Mittelalters so reichen Boden konnte einen wildern Anblick darbieten. Auf der einen Seite zog sich ein See hin, den lange Jahre hindurch keine Barke durch-

furcht hatte, und dessen an den stets einsamen Ufern schlummernde Wellen dieses Schloß wie ein Gürtel umgaben und es von der übrigen Welt abschnitten; auf der andern Seite war die alte Abtei durch ehedem furchtbare, jetzt aber dem Einsturz nahe Festungswerke vertheidigt. Rings umher war das Land durch Feuer verwüstet, schattenlos und mit Unfruchtbarkeit geschlagen, das Werk des letzten Besitzers, der sein Andenken nur durch Handlungen des Wahnsinns und der Grausamkeit fortsetzen gewollt zu haben schien. Jeder Schritt, den man in dieser Herrschaft that, erinnerte an eine traurige Begebenheit, und der Charakter ihrer neuen Herren war (obschon man ihnen keine Handlung der Art vorzuwerfen hatte) doch keineswegs geeignet, die Furcht und die traurigen Erinnerungen zu verscheuchen.

Der junge Mann, der sie mit seiner Mutter bewohnte, war, gleich ihr, hochmüthig und gewaltthätig, und unfähig, den geringsten Widerstand zu ertragen. Sechszehn Jahre alt, floh er die Welt, in der er später eine unverlöschliche Spur zurücklassen sollte. Er befand sich in einer jener entscheidenden Epochen, in den Klippen der Jugend, welche über die Zukunft und Bestimmung des Mannes entscheiden.

Alle Leidenschaften kämpften in seiner Brust, und da die göttliche Gabe, das, was er im Herzen

trug, in Liedern auszusprechen, noch in ihm schlummerte, so machten sie sich in ausschweifenden Launen und widersprechenden Handlungen Luft. Um diesen innern Stürmen Nahrung zu geben, überließ er sich jeder Aufregung, welcher Art sie auch sein mochte. Oft war es eine süße Träumerei, die ihn stundenlang am Ufer des See's zurückhielt, oft wieder bemächtigten sich wirre Ideen von Ruhm, von Gefahren auf fernen Reisen, von Kämpfen und blutigen Schlachten dieser glühenden Seele. Aus Mangel an wirklichen Gefahren schwang er sich auf einen flüchtigen Renner, und jagte wie der Sturmwind durch die dunkeln Alleen dahin. Oft machte es ihm Vergnügen, sich das wilde Leben seines Großohms erzählen zu lassen, der ihn bei dem Tode seines einzigen Sohnes zum Erben eingesetzt: — seine Gewohnheit, nie anders, als mit geladenen Waffen zu gehn, eine Gewohnheit, die auch der Neffe nie unterließ, die Zänkereien desselben mit seiner Frau, die er im See ertränkte, und die Details dieses Mordes, der ihn gezwungen hatte, vor der Kammer der Lords zu erscheinen. Dann empfand er, neben dem Abscheu vor dem Verbrechen, eine Art Interesse für den Schuldigen; er überraschte sich bei der Bewunderung dieses kühnen Verachtens jedes Gesetzes der Moral, dieser Empörung eines Mannes gegen die Menschheit. Oft, wenn seine Mutter und seine Diener ruhten,

durchlief er allein die ungeheuren, verfallenen Säle der Abtei, setzte sich in die Zellen der Mönche, und zweifelte an Gott, da, wo ehedem fromme Worte ertönten. Bei dem durch die Fenster dringenden Scheine des Mondes betrachtete er mit Stolz die Wappen der Eroberer des Klosters, und, ohne zu wissen, welchen neuen Glanz er zu dieser langen Reihe von Ahnen hinzufügen würde, sagte ihm dennoch eine geheime Stimme, daß sein Name alle diese Namen von dem Vergessen retten, daß vor seinem Ruhme der Ruhm seines Geschlechtes erbleichen würde.

Am Morgen hatte ein heftiger Streit die Ruhe dieses Wohnsitzes gestört: — Flüche und gottlose Reden waren zwischen Mutter und Sohn ausgetauscht. Vergebens hatte sich der junge Mann, um sich zu beruhigen, seiner Lieblingsbeschäftigung hingegeben. Ein schrecklicher, in den verborgensten Falten seines Herzens erzeugter Verdacht hielt ihn gefesselt, und er wartete, bis die Nacht dunkel genug geworden sei, um unbemerkt und unverfolgt entfliehen zu können. Als die Sonne hinter den Bäumen versank, hörte man auf dem See ein dumpfes, monotones Geräusch. Dann näherte sich eine Barke, der junge Lord stieg an das Land, und statt sie an dem Ufer zu befestigen, stieß er sie mit dem Fuße zurück und sagte:

»Möge dein dem Winde geöffnetes Segel dich wie ein schweigender Fittig dahinführen; schwimme die ganze Nacht, dem Zufall preisgegeben, umher. Wer weiß, wohin mich die Woge treibt? Morgen suche ich dich auf, und so weit meine Augen dich entdecken können, will ich gegen die Wellen ankämpfen, um dich wieder zu erreichen. Heute aber können die Fluthen dieses See's, so kalt sie auch sein mögen, mein Blut nicht kühlen, noch das Fieber stillen, welches in mir brennt.«

Er entfernte sich mit großen Schritten, und kehrte in den Hof der Abtei zurück. Während er einen ungeheuren Hund, der nur seiner Stimme gehorchte, losband, näherte sich ihm ein Diener, und sagte:

»Das Pferd steht bereit; aber es ist schon spät, und vielleicht haben Ew. Herrlichkeit Ihre Absicht geändert.«

»Nein, John ... Wo ist meine Mutter?«

»Mylord, ich habe sie nicht gesehen.«

»Fragt sie nach mir, so gieb ihr dieselbe Antwort.«

»Befiehlt Mylord, daß ich ihn begleite?«

»Erwarte mich; ich kehre bald zurück.«

Er ritt dahin; der Himmel war schwarz, die Erde dunkel, aber nichts hielt ihn auf, und unter dem Hufschlag seines Pferdes sprühten auf dem hallenden Steinpflaster des Hofes tausend Funken empor.

Er sprengte an einem Wagen vorüber, der ihm entgegen kam, und hielt in dem der Abtei benachbarten Städtchen vor dem halbgeschlossenen Laden eines alten Pharmazeuten, des einzigen, welcher meilenweit in der Runde Droguen und Gifte führte, und der durch sein veraltetes abgetragenes Costüm, seinen braunen Teint und seine langen dürren Glieder auffallend an den Apotheker erinnerte, an den Romeo sich wandte. Als der junge Lord in seinen Laden trat, war der würdige Thompson, die Augen fest auf ein Buch gerichtet, in ein tiefes Sinnen verloren, dem ihn weder die Ankunft, noch die Stimme dessen, der ihm einen Besuch abstattete, entreißen konnten.

Erst als der junge Mann ihn zum zweiten Male anredete, und ihn dabei auf die Schulter klopfte, erhob er das Haupt. Ein Ausdruck des Erstaunens, ja des Schreckens, malte sich auf seinem gefurchten Gesichte, als er den erkannte, welcher mit ihm redete. Er rieb sich die Augen mit der verkehrten Hand, schob die Brille von der Stirn wieder auf die Nase, und betrachtete jenen von Neuem.

»Wie, Mylord! Sie sind es?« sagte er zögernd, indem er die verbrämte Mütze, die gewöhnlich seinen Scheitel bedeckte, in der Hand drehte. »Guter Gott! Was führt Eure Herrlichkeit heute und in dieser Stunde zu mir? Haben Sie die Gnade, mir zu antworten, Mylord.«

»Was hat mein Besuch denn so Sonderbares, Mr. Thompson, und warum jagt Euch mein Anblick solchen Schreck ein?«

»Weil ... Mylord,« entgegnete der Greis, voll Angst, den Grund dieses Besuches zu errathen, »weil ich mich in dem Augenblicke, als Sie eintraten, erinnerte, daß eines Nachts Ihr Großohm mich auf dieselbe Weise besuchte, und Sie ihm so ähnlich sehen, Mylord, daß ich nicht gleich wußte, ob er es war, oder Sie ...«

Der junge Mann zog die Augenbrauen zusammen.

»Lassen wir die Todten in Ruhe, Mr. Thompson,« sagte er, »denken wir an die Lebendigen. Sind wir allein?«

»Ja. Mein Bursche schläft seit zwei Stunden; und auch mich hätten Sie wecken müssen, wenn mich nicht eben erst ein Besuch verlassen hätte.«

»Ein Besuch? ... War es ... meine Mutter?«

»Nein, Mylord, nein ... ich schwöre es,« antwortete der Greis.

Nach dieser mit der ganzen Festigkeit seiner Stimme gegebenen Antwort senkte der Greis die Augen, und schien in seinem Buche die Stelle zu suchen, wo er seine Lectüre unterbrochen hatte; er machte ein Zeichen mit dem Finger, legte ein Stück

Papier zwischen die Blätter, machte den Band zu, und stellte ihn wieder an seinen Ort. Dieser kleine Kunstgriff, dessen Absicht dem jungen Manne entging, weil er an die pünktliche Ordnungsliebe des Mr. Thompson gewöhnt war, gab dem Letztern Zeit, die Röthe zu verbergen, welche ihm bei dieser Lüge in das Gesicht stieg.

»Meine Mutter ist also noch nicht bei Euch gewesen? Sie wird kommen, Thompson, ich bin gewiß, daß sie kommen wird. Böte sie Euch eine Menge Gold, um ihr Gift dafür zu geben, würdet Ihr es thun?«

»Was sagen Sie da, Mylord? Wozu, Mylord?«

»Hört mich an. Das Geheimniß, welches ich Euch anvertraue, muß eben so streng bewahrt werden, als verkaufte ich Euer Stillschweigen dadurch, daß ich Euch zum Mitschuldigen an einem Verbrechen machte. Und ein Verbrechen ist's, dem wir zuvorkommen müssen, Thompson. Meine Mutter haßt mich ... meine Mutter hat mich diesen Morgen verflucht, hat meinen Tod gewünscht, und ich will nicht an ihrem Gifte sterben.«

»Ein böser Gedanke, Mylord! ... ein gotteslästerlicher Gedanke! ... Eine Mutter ihren Sohn ermorden!«

»Verkauft ihr kein Gift!« sagte der junge Mann mit düsterer Stimme.

Der Greis gelobte es, weil er einsah, daß alle Bemühungen, die Ueberzeugung dieses unbändigen, von seiner irrigen Meinung besessenen Geistes zu zerstören, vergeblich seien, und der junge Mann ging, nachdem er ihm nochmals das tiefste Schweigen über das ihm anvertraute Geheimniß anempfohlen.

Als Thomson allein war, erhob er die Arme zum Himmel und sprach tief seufzend:

»Wie können eine Mutter und ein Sohn sich in solchem Verdachte haben! Ist denn das Verbrechen, wie das Glück, in dieser Familie erblich?«

Entrüstet, als habe man ihn zum Theilnehmer an dem Menschenmorde machen wollen, schloß der Greis rasch seinen Laden zu, und fand erst tief in der Nacht einige Ruhe.

Mit gleicher Schnelligkeit legte der junge Lord die Strecke zurück, welche die Stadt von der alten Abtei trennte, wo er unbemerkt anzulangen hoffte; aber zu seinem größesten Erstaunen fand er seine Mutter, allein, auf den Stufen der steinernen Treppe sitzend, welche von dem Hofe in das Innere der Abtei führte. Sie wartete auf ihn. In diesem Augenblicke zerriß der Mond die dichten Wolken, welche sein Antlitz verhüllten, verfinsterte sich dann von Neuem, und Alles ward dunkel wie zuvor. Sie war

wie eine Erscheinung, aber er hatte sie gesehen. Welche Drohungen sollte dieser Mund noch aussprechen? Was wollte diese zürnende Frau von ihm, die ihm in der Dunkelheit auflauerte, und sich, ihren Stolz vergessend, wie eine Bettlerin an der Thür ihrer Wohnung aufhielt?

Sie erhob sich, als er ankam, machte ihm durch eine gebieterische Bewegung ein Zeichen, vom Pferde zu steigen, und befahl John, der sich seinem Herrn genähert hatte, sich zu entfernen.

Als sie allein waren, fragte sie:

»Woher kommst Du, Georg?«

Er schwieg.

»Da Du mir nicht antwortest, so will ich es Dir sagen ... Du kommst von Thompson.«

»Ja, Mutter. Aber wer sagte es Ihnen? ... Lassen Sie meine Schritte verfolgen? ... Oder passen Sie selber mir auf?«

»Georg, was wolltest Du bei Thompson?«

Er schwieg abermals. Indem er sich aber plötzlich der Verlegenheit des Greises erinnerte, des Besuches, den derselbe kurze Zeit vor dem seinigen gehabt, und des Wagens, der ihm auf dem Wege von der Stadt nach der Abtei begegnet war, konnte er nicht mehr zweifeln, und antwortete:

»Und Sie, Mylady, was machten Sie heute Abend bei diesem Manne?«

»Ich war bei ihm, um ihm zu sagen: Verkaufe meinem Sohne kein Gift.«

»Und ich sagte ihm: Verkauft meiner Mutter kein Gift.«

Bei diesem doppelten, rasch ausgetauschten Geständniß fuhren Beide ein Paar Schritte zurück, bebend über ihre Aehnlichkeit. Jeder von ihnen sah seine Gedanken in denen des Andern, und diese beiden schuldigen Seelen brachen, als sie heftig in demselben Verbrechen zusammenrannten. Sie riefen zu gleicher Zeit: »Mutter!« ... »Mein Sohn!« ... und hielten sich seit langer Zeit zum ersten Male umarmt und vergossen Thränen.

Sie saß wieder an der Stelle, an der ihr Sohn sie vorhin zuerst gesehen.

Georg kniete zu ihren Füßen, und hatte den Kopf auf ihren Schooß gelegt, als sie ihm sagte:

»Warum sind wir nicht immer so? Als der Himmel mir einen Sohn gab, dankte ich ihm für den Trost und die Stütze, welche er mir sandte. Und diesen Sohn habe ich verflucht! Und er hat mich, seine Mutter, im Verdacht desselben Verbrechens, welches ich ihm zumuthete!«

»Ja,« antwortete Georg, »unsre Herzen sind nicht wie die der Andern. Zu viele Leidenschaften bewegen dieselben, und es fehlt uns die Kraft, sie zu dämpfen. ... Wir hören nur auf unsern Zorn.«

»Sage mir, mein Sohn, nun wir ruhig neben einander sitzen, warum Du Dich heute Morgen über einen einfachen Vorwurf erzürntest? Welcher Kummer quälte Dich, und zeigte Dir in den Worten Deiner Mutter Drohungen und Haß? Willst Du mir Deinen Schmerz anvertrauen?«

»Sie hat mich verschmäht, Mutter ... Maria liebt mich nicht. Gestern hat sie grausam meinen Stolz verwundet, gestern hat sie mir bekannt, daß sie einen Andern liebe.«

»Wie thöricht bist Du, an dieses Mädchen zu denken! Weißt Du nicht, daß ein Mord uns trennt? ... daß der ältere Bruder ihres Vaters umkam, ermordet vielleicht in diesem Walde?«

»Was haben die Kinder mit den Verbrechen ihrer Aeltern zu thun? Mir scheint es, als könne dieser Blutfleck, der sich zwischen uns drängt, abgewaschen werden. Was bange Seelen erschreckt, hat Reiz für die meinige. Aber Maria ist nur ein gewöhnliches Weib, und hat die Liebe verschmäht, welche ich ihr darbot und die sie nicht verstehen konnte, die erste Liebe eines sechszehnjährigen Herzens. Sie sah mich, mit dem Lächeln des Mitleids auf den Lippen, flehend und weinend zu ihren Füßen, entfernte sich, um mir als Lebewohl verächtliche Worte zu sagen, und vermählt sich in einigen Tagen. Ein Weib bitten und nicht erhört werden, heißt vor Schmach sterben.«

»Georg, Du haſt die Schwächen und die Leidenſchaften eines Mannes. Alles ſoll ſich vor Deinen Wünſchen beugen, und kaum trittſt Du in das Leben, als Du ſchon klagſt wie Jemand, der die traurigſten Erfahrungen machte.«

»Vielleicht, Mutter, hat der Himmel darum, weil ich jung ſterben ſoll, die Kenntniß der Dinge der Erde für mich früher reifen laſſen. Ich hatte keine Kindheit und keine Jugend. Seit lange ſchon ſehe ich, wie das Gute und Böſe ſich ungleich in die Welt theilt, lange ſchon berühre ich mit dem Finger die ſchmerzliche Saite, welche in dem Herzen jedes Menſchen vibrirt, lange ſchon habe ich der Hoffnung und dem Glücke Valet geſagt.«

»Was begehrſt Du denn?«

»Vergeſſenheit!«

»In Deinem Alter, Georg! Du könnteſt mich bisweilen zu dem Glauben bringen, ich hätte den Dämon des Stolzes geboren. Welche Worte! ... An Allem, an Gott und an Deiner Mutter zu zweifeln, weil ein junges, tolles Mädchen Dich verſchmäht! Du hätteſt ein Sultan werden müſſen. Die Weiber ſind Sclavinnen im Serail, und haben keinen andern Willen, als den ihres Herrn. Wir ſind zum Gehorchen geboren, nicht wahr?«

»Ich glaube es, Mutter. Uns ein bewegtes Leben, Ruhm und Triumphe, uns der Gedanke, wel-

cher den Himmel ausmißt, die reichen Entwürfe, welche die Erde verwüsten, uns auch der bittere Zweifel, welcher alle unsere Freuden vergiftet, der Wissensdrang, der uns über die wirkliche Welt hinaustreibt, ein brennender Durst, welchen kein Wasser löscht; . . . Euch Schweigen und Ruhe!«

Sie erhob sich und sprach:

»Georg, versprich mir, daß Du die Hochzeit Mariens nicht stören willst.«

»Ich verachte dieses Mädchen, weil es mich verschmähte. Andern will ich die Qualen bereiten, welche jene mich erdulden ließ.«

Er hielt Wort, und vielleicht beneidete Maria einige Jahre später die Thränen, welche im Angesichte der Welt so viele Frauen vergossen, die verführt und verlassen wurden von dem, welcher Marien vergebens bestürmt, und dessen Ruhm sie nicht geahnt hatte.

II.

»Ich besitze nicht die Melancholie eines Schülers, die aus kindischem Rangstreit hervorgeht, noch die Melancholie eines Musikers, welche die eines Phantasten ist, noch die eines Hofmanns, welche die Ei-

telkeit, noch die eines Soldaten, welche die Ehrsucht, noch die eines Verliebten, welche ein Compositum von allen andern ist. Ich habe eine Melancholie für mich, und kann sagen, daß die Erinnerung an alle meine Reisen, zu welcher meine häufigen Träumereien mich führen, eine Traurigkeit ist, die mir gehört. Ich habe mein Segel allen Winden preisgegeben ... der Ruhm hat mich Glück und Ruhe gekostet. Und jetzt brauche ich Waffenlärm, um mich zu betäuben, das Geräusch der Schlachten, um die schmerzliche Stimme zum Schweigen zu bringen, welche stets in mir klagt.«

So redete, auf einem Balkon stehend, ein noch junger Mann, dessen Gesicht aber von Strapazen und Nachtwachen blaß geworden. Alles war ruhig in der Stadt, und die Nacht klar und durchsichtig. Der Wind trug den Duft des Meeres und der Pflanzen herüber, die nur unter einem schönen Himmel blühen. Hier und dort brannten Feuer an dem Ufer, und von Zeit zu Zeit mischte sich in den einförmigen Schritt der Schildwache ein »Wer da!« und das Geräusch von Waffen.

Er sah die Strahlen des Mondes sich in dem Bassin eines öffentlichen, links von dem Hause befindlichen Bornes brechen. Welcher Gedanke, weicher als diejenigen, welche ihn gewöhnlich beherrsch-

ten, hatte sich des Fremden bemächtigt und diese unbezähmbare Seele weich gemacht?

Eine weibliche Stimme entriß ihn seinen Träumereien. Ein junges Mädchen ging wie ein Schatten unter dem Balkon vorüber; sie sang mit einer Stimme voll Anmuth und Wohlklang ein Lied, welches von Liebe redete.

»Armes Kind,« sagte er, »nichts von dem, was mich beschäftigt, macht Dich traurig; die Liebe, von der Du vielleicht nichts kennst, als den Namen, die Liebe, jene unbestimmte Sehnsucht, welche in jedem Geschöpfe sich regt, gleich dem Instincte, welcher bewirkt, daß die Blume sich der Sonne zuneigt, erfüllt Dein unschuldiges, reines Leben. Mögest Du nie andere Leiden kennen lernen, als die, welche die Liebe schafft.«

Als am folgenden Morgen Aurora die Spitzen der Dächer zu röthen begann, hatte der Fremde noch keinen Augenblick geschlummert; denn er gehörte zu denen, die ihr Dasein durch Nachtwachen verdoppeln, und die der Morgen oft noch an derselben Stelle findet, wo der Abend sie träumen sah. Er glaubte dieselbe Stimme zu hören, welche ihn schon einige Stunden früher entzückt hatte; das junge Mädchen ging wiederum unter dem Balkon vorüber, um Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Als sie zurückkam, hielt sie plötzlich mitten in ihrem Liede ein, und fragte ver-

geblich ihr Gedächtniß über den Fortgang des Liedes; und während sie nachdenkend, mit gebeugtem Kopfe, daſtand, vollendete er den unterbrochenen Gedanken, indem er zwei Verſe im modernen Griechiſch improviſierte.

Das junge Mädchen erhob lächelnd den Kopf.

»Ich danke Euch,« ſagte ſie, »der Schluß, welchen ich ſuchte, iſt traurig; ich will ihn nun vergeſſen. Ihr ſeid fremd ... wer hat Euch unſre Sprache gelehrt?«

»Einige Tage der Langeweile und der Muße: — wenn die Herzen ſich verſtehen, ſo iſt das Uebrige nichts. Wie heißeſt Du, junges Mädchen?«

»Und Euer Name?«

»Mein Name! ... Man wird ihn noch lange nach meinem Tode nennen. Lebend, verberge ich ihn.«

»Ihr flieht vor Feinden ... und ſucht ein Aſyl bei uns?«

»Auf meinen Kopf iſt kein Preis geſetzt; aber die Sclaverei drückt mich, und ich komme, um auf dem einzigen Fleck der Erde zu athmen, wo man den Muth hat, frei ſein zu wollen.«

»Ja,« ſagte ſie, »die Palikaren ſind gewaltige Männer.«

»Vordem ſchon habe ich den Teppich Eurer Ebenen betreten, bin über Eure Gebirge geſchritten. Damals ſchlief Euer Volk noch; jetzt wacht es auf,

zerbricht seine Ketten, und ich will ihm helfen, die Freiheit auf einem Boden einzuärnten, wo ich zuerst die Empörung aussäete.«

»Ich weiß, wer Ihr seid,« unterbrach ihn die junge Griechin, »ein Heros für die Welt, und für uns ein Gott.«

»Still,« antwortete er, mit einem zugleich trüben und stolzen Lächeln. »Sage Niemand, daß Du mit mir geredet.«

»Warum?«

»Du bist jung und schön.«

»Ich verstehe Euch nicht. Wir kennen hier nur unsere Befreier.«

»Wie, junges Mädchen . . . wenn ich Dich wiedersehen wollte, Du wärest es zufrieden?«

»Ich wohne in der anstoßenden Gasse,« antwortete sie. »Fragt nach Marietta, der Tochter Christos'. Gott schütze Euch.«

»Wohlan denn, morgen!«

»Heute, wenn Ihr wollt.«

Sie entfernte sich; ohne auch nur ein einziges Mal den Kopf zu wenden, um zu sehen, ob der Fremde sie mit den Augen verfolge.

Wer kann sagen, woher unsre Gleichgültigkeit, unser Haß und unsre Liebe kommen? Warum bleibt das Herz kalt, warum wird es warm? Warum verschmäht es, was es liebte, und warum liebt es,

was es verschmähte? Jeder Mensch hat in seiner Jugend einen Traum von Liebe und Unschuld. Hat nicht jeder von uns eine lang' im Voraus bestimmte Stunde, in der man zu seinen ersten Eindrücken zurückkehrt, in der man einen Blick hinter sich wirft, um sein Leben zu bedauern und seine Jugend zurückzuwünschen? Dann glimmt das Herz, das man erloschen glaubte, unter der Asche auf das Neue empor; dann ist eine Bewegung, ein Blick, das Geräusch eines Schrittes während der Nacht, der Ton einer Stimme, welcher durch die Luft zittert ... dann ist Alles Reiz und Verführung. —

Dieser Mann hatte die Liebe zur Ironie gemacht; er hatte die Herzen der stolzesten Schönheiten Europa's in seinen Händen gehabt und sie zerknittert; und dieser Mann, abgestumpft wie Don Juan, wurde verliebt, weil er zweimal ein junges Mädchen hatte vorbeigehen sehen; unaufhörlich klang in seinem Ohre Marietta's Name, strahlte in seinem Herzen ihr Bild, frisch und rein, wie eine Erinnerung aus der Kindheit.

Er eilte, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, welche sie ihm gegeben. Nach Verlauf von acht Tagen war er Christos' Gastfreund geworden. Sein Vermögen, sein Name, die Opfer, welche er einer so edlen Sache brachte, und noch mehr vielleicht die Anmuth, mit der er sie diese kalte, stolze

Miene, die ihm gewöhnlich war, vergessen ließ, das Lächeln, welches für sie allein an die Stelle jener trat, und in der Unterhaltung seine Herablassung, worin die Familiarität überlegener Geister besteht ... Alles hatte ihm ihre Herzen gewonnen. Es war wunderbar zu sehen, wenn er sein unstätes Leben, seine geheimnißvolle Geschichte und seine Reisen erzählte, wie dann diese ganze Familie an seinem Munde hing, und, bei den Erzählungen eines Sohnes des Nebeleilandes, das alte Griechenland, Athen, die Freiheit und die Künste beweinte.

»Ich werde nicht mehr zu Marietta zurückkehren,« sagte er eines Abends, als er durch die öden Gassen nach seiner Wohnung zurückkehrte. »Marietta ist schön und rein; wenn ich rede, so lese ich ihre Seele in ihren Blicken. Ohne Mißtrauen giebt die Arme sich mir hin; diese Lieder des Ruhms und der Liebe, die sie mich für sie in ihrer Heimathssprache zu dichten bittet, lernt sie mit Begierde auswendig; sie berauscht sich an meinen Worten ... ich will sie nicht verführen. Nur einmal noch will ich Marietta wiedersehen.« —

—»Seit drei Tagen seid Ihr nicht gekommen,« sagte ihm die junge Griechin, als er wieder in Christos' Haus trat.

»Und heute komme ich zum letzten Male.«

»Warum habt Ihr das beschlossen?«

Er sah sie mitleidig an, und schwieg ... so sehr fürchtete er, Marietta's Herz zu brechen.

»Ihr wollt nicht wiederkommen?«

»Nein.«

»Vielleicht thut Ihr wohl daran,« sagte sie, »denn Ihr seid verliebt.«

»Verliebt! ... und in wen?«

»In mich. Meine Mutter ist tugendhaft, meine Schwester noch ein Kind. Alle Eure Besuche gelten Marietten, weil Marietta sechszehn Jahre alt und schön ist.«

»Du fürchtest also für meine Ruhe?«

»Mehr, als für die meinige.« — — —

»Du bist mein!« rief er, als er ging. »Unsinnige! ich schone Dich, und Du bietest mir Dein Mitleid! ... War es nicht genug, daß ich Deinetwegen zu dem Treiben eines gewöhnlichen Liebhabers mich herabließ? ... Was willst Du mehr? ... Bitten? ... Thränen? ... Wohlan, es sei! Aber Du bist es, die bitten, die weinen wird! ... O, Ihr Weiber, Ihr seid so schön in Euren Thränen! ... so schön, wenn Eure Blicke flehen, wenn Ihr knieend und mit gefalteten Händen um Gnade für Eure Schwäche bittet! ... Mögen dann nach Eurem Falle die Vorwürfe, die Klagen und Drohungen kommen, man hört sie nicht! ... Du bist mein, Marietta! ... Stolz, Stolz, Quelle des

Guten und des Bösen, Du bist also die einzige Tugend des Mannes? ... bist Du es, der mich so weit brachte? ... Das Herz ist eine Schlucht voll seltsamer Geheimnisse: — ich habe mein Leben darauf verwandt, sie kennen zu lernen, und weiß noch nicht, ob ich das Lob oder die Verachtung der Welt verdiene ... Vielleicht gebe ich Dir Gnade, Marietta, aber Du mußt mich darum bitten.« — —

Als sie eines Abends bei Sonnenuntergang Beide zu Christos zurückkehrten, blieb Mariette allein mit dem Fremden; furchtlos, wie eine Schwester mit dem Bruder, verweilten sie an einem einsamen Orte. Beide schwiegen ... sie, weil sie seine Gedanken errieth, und er, weil er sich scheute, sie auszusprechen. Endlich sagte sie zu ihm:

»Euren Worten müssen gar viele Frauen geglaubt haben; denn Verführung strömt von Euren Lippen, und nie war ein schöneres Gesicht des Herzens Dolmetscher ... Ihr antwortet nicht,« fügte sie hinzu, ... »woran denkt Ihr?«

»Ich denke daran, daß ich mich eines Abends, vor zwanzig Jahren, zu den Füßen einer Frau niederließ, wie ich jetzt zu Deinen Füßen sitze, Marietta. Ich litt und klagte, wie ich heute leide und klage. Diese Frau war meine Mutter, und die, welche ich damals liebte, hieß Maria. Die Eine suchte mich zu trösten, die Andere verschmähte mich.«

»Vor zwanzig Jahren, sagt Ihr? . . . so war das Eure erste Liebe?«

»Ja, und Du wirst das letzte Weib sein, welches ich liebe, Du, die Du fast denselben Namen trägst, wie sie, die Du mich verstoßen hast, wie sie.«

»Sie liebte einen Andern!« sagte Mariette.

Finster wurde das Gesicht des Fremden: — ein peinlicher Gedanke schien ihn zu quälen, während er auf das junge Mädchen einen durchdringenden argwöhnischen Blick heftete.

Sie erhob sich.

»Laßt uns heimkehren,« sagte sie; »die Nacht rückt heran, und hier ist nicht meine Stelle.«

Er wollte sie fest halten. Sie hielt den Kopf zur Seite, als vernähme sie Schritte. Er griff hastig nach seinen Waffen und sprach:

»Kommt Jemand? . . . Und Du fürchtest Dich an meiner Seite? . . .«

»Wenn es mein Vater wäre! . . . Was würdet Ihr thun, wenn Ihr einen Mann zu den Füßen Eurer Tochter überraschtet? . . .«

»Meiner Tochter!«

Er ließ das Haupt auf die Brust sinken, und seufzte tief. — —

Sie kehrten heim. Als er sie verließ, sagte er:

»Wer hat Dir gesagt, Marietta, daß das Herz

jenes Weibes, welches mich verschmähte, nicht frei war? Liebst auch Du einen Andern? . . .«

»Morgen,« sagte sie, »morgen sollt Ihr Alles erfahren.« — —

Am folgenden Tage war er schon früh bei Christos, und stieg zu Marietta's Kammer hinauf. Sie sang mit zitternder angegriffener Stimme eine Romanze in modernem Griechisch, die der Fremde noch nie gehört hatte. Es waren die düstersten Worte, welche man sich denken konnte. Plötzlich erlosch ihre Stimme; Marietta wankte und fiel zu Boden. Er stürzte auf sie zu, hob sie auf, und hielt sie in seinen Armen; endlich kehrte Marietta auf einen Augenblick in das Leben zurück, zog einen Brief aus ihrem Busen und sagte:

»Mein Palikar ist todt . . . heute empfing ich die Nachricht. Als er fortzog, theilten wir dieses Gift, er, um nicht lebend dem Feinde in die Hände zu fallen, ich, um ihn nicht zu überleben . . . Lebt wohl! . . . Ich eile dem entgegen, welchen ich liebte. Rächt mein Vaterland und die Palikaren. Lebt wohl, Byron!«

Dante Alighieri.

I.

Ganz Florenz schien in Aufruhr zu sein; es ging etwas Ungewöhnliches vor; Gruppen von Männern, Weibern und Kindern waren mit Freudengeschrei den ganzen Tag durch die Straßen gezogen, und mitten aus den freudigen Gestalten hatten sich bleiche Gesichter von der Erde erhoben, und wie unglückweissagende Erscheinungen unter diese allgemeine Fröhlichkeit gemischt.

Es wurde Nacht, nur bisweilen noch hörte man den Ruf: »Es leben die Schwarzen! . . . nieder mit den Weißen! . . .« In der Dunkelheit sah man noch hier und da einen Degen funkeln, begierig, sich in das Blut eines Feindes zu tauchen; dann folgten Seufzer und Flüche, und ein Körper schlug schallend auf das Pflaster nieder. — Bald indeß hörte das Geräusch in den Gassen völlig auf; denn die Gerechtigkeit hatte sich in das Mittel gelegt.

Man schrieb das Jahr **1303**; Streitigkeiten zwischen den Cecchi und Donati hatten diese blutige Parodie eines Bürgerkrieges herbei geführt; da die Partei der Weißen, in Pistoja, die Florentiner als Schiedsrichter ihrer Zwistigkeit mit den Schwarzen aufgerufen, so theilten die Florentiner sich selbst in zwei Parteien, und Kämpfe füllten die Stadt mit Blut. Als aber der Herzog von Anjou auf seinem Marsche nach Sicilien in Florenz einrückte, waren die Dolchstöße, welche in der Nacht des **24.** Aprils fielen, die letzten; der Friede kehrte zurück und Italien lebte wieder auf.

Durch die einsamsten Gassen der Stadt ging ein Mann, nicht um sich zu verbergen; er besaß Muth, und würde vor Niemand gebebt haben; aber es schlug eilf Uhr und er wurde erwartet. Nach seinem festen Schritte und braunen Teint, seinen edlen, scharfgeprägten Zügen, dem seltsamen Ausdrucke seiner Augen und seines Mundes hätte man ihn für einen Mann halten sollen, der, von Ehrgeiz und übermenschlichen Leidenschaften verzehrt, endlich wie einer jener guten oder bösen Geister gefallen sei, welche Gott bestimmt, ein ganzes Volk umzubilden, einem ganzen Jahrhundert eine andere Richtung zu geben.

Dieser Mann war Dichter, Musiker, Theolog und Gelehrter. Kaum fünf und dreißig Jahre alt,

war er zu den höchsten Würden berufen worden; aber Unglück ereilte ihn; der Gewaltige wurde vernichtet, und beugte das Haupt nicht; er hatte zwei Naturen in sich, der Guelphe sann stets auf Rache, der Dichter machte Verse, und als diese beiden in einem Menschen vereinigten Naturen ihr Ende erreichten, verließ der Mann, welcher reich und sterblich auf die Welt gekommen war, dieselbe arm und unsterblich!

Der Unbekannte ging rasch; tausend Gedanken durchkreuzten sich in ihm, und hatten sich seiner bemächtigt, ihm brannte der Kopf, das Herz war ihm beengt; er wünschte in diesem Augenblicke mehr als Mensch zu sein, um den Herzog von Anjou aus Florenz zu vertreiben. Als er um eine Straßenecke bog, entriß ihn lautes Geschrei seinen Gedanken, und machte, daß er convulsivisch nach dem Griffe seines Degens faßte. Ein Soldat verfolgte ein Weib. Er warf sich zwischen beide, und streckte, zum Zeichen des Schutzes, seine Hand vor das Frauenzimmer und seinen Degen dem Soldaten entgegen.

»Soldat des Herzogs von Anjou . . .« sagte er.

»Alighieri!« rief das Weib.

»Alighieri!« wiederholte der Soldat. »Stirb, weil Du diesen Namen führst.«

Und wüthend stürzte er sich auf ihn, Alighieri warf seinen Mantel ab und hielt dem zornbebenden

Degen des Soldaten einen Degen entgegen, welcher nicht zitterte. — Die Nacht war finster, kein Stern am Himmel; aber was schadet die Dunkelheit, wenn es einen Kampf auf Tod und Leben gilt!

Ein Degen brach bei dem ersten Stoße; Alighieri faßte den Soldaten mit kräftiger Hand.

»Dein Name?« fragte er feierlich.

»Giannettino,« antwortete jener.

»Dein Rang?«

»Capitain.«

»Wohlan, Giannettino, Capitain in der Armee Carl's von Anjou, ich muß für Deine Freiheit ein Lösegeld, und als Lösegeld Deine Ehre haben; und hiermit mache ich mich bezahlt.«

Man vernahm einen hellen Schall.

»Capitain,« fuhr der Unbekannte fort, »möchte die Ohrfeige, welche ich Dir gab, ewig zu sehen sein, und Deine Schmach auf Deinen Herrn und Meister zurückfallen; erinnere Dich bei der Gelegenheit, daß Florenz mich Alighieri Dante nennt.«

»Alighieri Dante,« erwiderte Jener, »ich werde mich Deiner erinnern.«

Von Maria gefolgt, entfernte sich Dante rasch, und einige Minuten später traten Beide in den Saal, wo die nächtlichen Versammlungen der Guelphen oder Weißen stattfanden. Er war leer.

»Niemand da!« murmelte Dante,« Niemand, sollte die Rache schon begonnen haben?«

Er fiel in tiefes Sinnen. Maria setzte sich vor ihn und wagte nicht zu athmen, so sehr fürchtete sie, die erhabenen Gedanken dieses Mannes zu stören, so viel Achtung flößte er Allem ein, was in seine Nähe kam. Länger als eine Stunde hing er seinen Gedanken nach.

»Maria,« sagte er endlich, »was wäre mir das Leben ohne Dich?«

Plötzlich schwieg er; und das junge Mädchen richtete seine großen schönen Augen auf ihn, und suchte schüchtern den Sinn der abgebrochenen Worte zu errathen; es entstand ein Schweigen von mehrern Minuten. Maria war ganz in die Anbetung versunken, welche ihr der große Dichter einflößte: er aber vertiefte sich, alle Schwächen dieser Welt, alle täuschenden Träume, welche die Nähe eines Weibes erregt, von sich stoßend, immer tiefer in seine politischen Pläne, und jeder seiner Gedanken war auf Hoffnungen des Ehrgeizes und der Freiheit gerichtet.

»Signor Alighieri,« sagte Maria, »ich weiß nicht, ob diese düstern Lampen Eurem Gesichte eine andere Farbe geben, aber es ist entsetzlich blaß.«

»Meine Gedanken sind es, Maria, meine Lei-

denschaften, meine unmöglichen Projecte, welche mich so verändern.« Er näherte sich ihr sanft.

»O,« sagte er, »kann ich jetzt, nun ich in Deiner Nähe bin, an etwas Anderes denken, als an Dich?«

Und er sah voll inniger Verehrung das junge Mädchen an, welches, um einige Minuten eher in seiner Nähe zu sein, in seinem achtzehnten Jahre allen Schrecken, mit denen der Tod sich umgiebt, getrotzt hatte.

»Flöße ich Dir Furcht ein?« fragte er.

»Oh! . . . nein,« antwortete Maria.

»Wohl, so erlaube mir, daß ich Dich anschaue; denn Du hast die Macht, meinen Kummer zu lindern, meine Wunden zu heilen. — Maria,« fuhr er mit bebender Stimme fort, »Dein Bruder starb für die gute Sache, und hat Dich mir anvertrauet; von diesem Augenblicke an bin ich nicht mehr derselbe; Du sahst mich oft ganze Stunden bei Dir, ohne daß ich ein Wort redete, sondern in stummer Bewunderung Dich nur anschaute. Und jetzt, während ein Theil von Florenz gegen den andern unter Waffen steht, bin ich bei Dir das, was ich einst war, beinahe glücklich!«

Marie schlug, ohne zu antworten, die Augen nieder; — aber ihre blassen Wangen färbten sich

plötzlich mit Purpurröthe und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Der Dichter fuhr fort:

»Dieses Glück, dieses Selbstvergessen, welches Du mir bringst, ist ein Geheimniß, Maria — Willst Du es kennen lernen?«

Das junge Mädchen zitterte; sie sah das Glück so nahe, daß sie sich scheute, es durch Berührung zu entheiligen.

»Maria,« sagte Dante mit bewegter Stimme, »es ist eine lange, alte Geschichte, ein Traum der Kindheit, der mir bis zum letzten Lebenstage folgen wird. — Einst war ich mächtig, jetzt bin ich meines Ansehens beraubt, und als diese Erinnerung sich, wie alle die Güter, welche ich gekannt hatte, von mir entfernte, da erschienst Du mir, Marie, und Dein Anblick hat wieder entflammt, was verlöschen sollte, wieder auferweckt, was todt war.«

In diesem Moment erhob Maria die Augen und fand so viel Milde in Dante's Blicken, daß sie die ihrigen nicht abzuwenden vermochte. Jener fuhr fort:

»Zehn Jahre alt, liebte ich ein junges Mädchen, schön und unschuldig wie Du, ein Engel, gleich Dir, aus dem Himmel zur Seligkeit eines Mannes hernieder gestiegen. Dieses junge Mädchen starb plötzlich, nahm bei dem Abschiede meine Seele mit, und ließ mir nur heftige Leidenschaften, einen unbe-

grenzten Ehrgeiz, Ruhmsucht und ein Herz ohne Liebe.«

Marie bedeckte auf's Neue ihr Gesicht mit den Händen, dicke Thränen rannen über ihre entfärbten Wangen; ein tödlicher Hauch hatte sie berührt ... die Worte: — ein Herz ohne Liebe, — hallten schrecklich in ihrem Ohre.

»Endlich,« fuhr Dante fort, »funfzehn Jahre nach ihrem Tode kam ein Tag ... Oh, an diesem Tage hatte der Himmel keine Wolken, die Sonne glänzte mitten in ihren Strahlen, man athmete in Florenz Glück, wie sonst Luft: an diesem Tage erschienst Du mir, Deine Stimme, Dein Blick, Deine Jugend, Deine Züge fesselten mich, und seitdem habe ich Dich nicht mehr verlassen, nicht wahr, Maria?«

»Nein,« antwortete sie, unter Thränen lächelnd.

»Und wie hätte ich's vermocht, da in Dir mich Alles, bis auf dieses Lächeln, bis auf das gleichgültigste Wort an diejenige erinnert, der ich alle Liebe gab, die ich einem Weibe zu geben vermochte! — Ja, Marie, nun ich elend bin, bleibst Du mir noch, und so lange Du mich nicht verlässest, halte ich mein Haupt stolz aufrecht; denn stets glaube ich in Dir meine arme Beatrix zu sehen.«

»Ihr habt sie lange geliebt, Alighieri?«

»Es wäre Entweihung, Maria, liebte ich sie

nicht ewig ... Ja, ich habe sie geliebt, ich liebe sie noch und werde sie ewig lieben. Wenn der dunkle Name Dante Alighieri den Mann überlebt, welcher ihn trug, so wird auch Beatrix mein Jahrhundert überleben.«

Sie ließ das Haupt auf ihre Brust sinken. In diesem Augenblicke ließen sich draußen mehrere Stimmen vernehmen.

»Wer da!« rief Alighieri, indem er mit der Hand an den Degen fuhr.

»Jeronimo, Caraffa, Bertram, Zangarello; öffnet.«

Maria floh in ein anstoßendes Zimmer, als mehrere in Mäntel gehüllte Cavaliere eintraten und Dante die Hand drückten.

»Was giebt's noch zu thun, Cameraden?« murmelte Dante.

»Wir müssen die Nacht benutzen, um unsre Partei zu sammeln,« antwortete Bertram, »den Familienhaß gegen die Donati wieder anfachen, allen Leidenschaften schmeicheln, den Unglücklichen Gold, den Ehrgeizigen Stellen versprechen, vergessene Kränkungen wieder aufrühren, und ein Meer von Haß gegen die Partei Carl's von Anjou und den Herzog selbst ausschütten, die Garden seines Pallastes und die Schildwachen ermorden, uns der Thore bemächtigen, uns in der Kirche verschanzen ...«

»Und morgen,« sagte Dante, »alle schwarzen Guelfen zertreten! Der Plan ist erhaben, aber wo sind unsre Cameraden?«

»Im Kerker!« antwortete eine Stimme.

»Und wie soll man den alten Haß neu entflammen?«

»Der Degen der Mörder des Herzogs hat so eben geleuchtet,« antwortete dieselbe Stimme.

»Wo sind die den Donati feindlichen Familien?«

»Im Grabe oder auf dem Straßenpflaster von Florenz,« antwortete wiederum die feierliche Stimme.

»Cameraden,« rief Dante, »den Herzog von Anjou mit bewaffneter Hand anzugreifen, wäre Thorheit; Sicilien fordert ihn zurück, und wir müssen noch eine Zeit lang unsre Schmach schweigend erdulden. Bis zu dem Tage, wo es Licht wird, bleiben wir jeder an seinem Heerde, und begraben unsern alten Haß in unsern jungen Herzen, bis er zu Waffengeklirr und Triumphgeschrei neu erwacht.«

Ein Gemurmel des Beifalls zog sich durch den ganzen Saal.

»Alighieri Dante,« rief ein in einen Mantel gehüllter Cavalier, »hättest Du mich um Rath gefragt, ich würde Dir geantwortet haben: daß Deine Partei erdrückt wird, und daß es thöricht ist, zu denken, Du könntest die erloschene Gluth wieder anfachen! Florenz speit Dich aus wie einen Verfluch-

ten; sein blauer Himmel wird für Dich nur in Deinen Träumen glänzen, seine Sonne Dich nicht mehr mit ihren Strahlen erwärmen; Du wirst in einem andern Lande etwas Himmel erbetteln, um Dein Haupt zu krönen, etwas Luft, um nicht zu ersticken, etwas Sonne, um Deinen matten Körper zu beleben.«

Dante schauderte, diese Stimme schien ihn tief zu durchdringen. Aber die Verschworenen zogen den Degen, um den unbekannten Cavalier anzugreifen.

Dieser warf seinen Mantel ab, und Alle fuhren vor Staunen zurück; ein Weib stand vor ihnen.

»Alighieri Dante,« fuhr dieses Weib fort, »meine Familie wollte sich mit der Deinigen verbinden, ein Priester segnete unsern Bund, aber ich fand in Dir weder Liebe, noch Freundschaft. — Eine Donati durfte sich nicht erniedrigen, um das zu bitten, was sie fordern kann. Nachdem meine Augen im Stillen geweint, haßte ich Dich, verließ Dein Haus, verleugnete Dich als meinen Gatten, verleugnete als meine Söhne die Kinder, welche ich von Dir hatte. So weit die Vergangenheit, jetzt höre meine prophetische Stimme: So groß Du warst, so klein bist Du jetzt und wirst es ewig sein; ein Flüchtling wirst Du Italiens Städte durchstreifen, und Italien wird Dich ausstoßen; Dein Dasein wird schrecklich sein,

und Du, Alighieri Dante, Nobile von Florenz, so stolz auf Deine Wappen und Deinen alten Adel, wirst ehrlos sterben, kein Freund begleitet Dich zur letzten Ruhestätte, keine Inschrift wird Dein Grab bezeichnen. Das Deine Zukunft!«

Und der Poet fühlte, wie ein convulsivisches Fieber in seinen Adern zuckte; seine Stirn glühte, und die Freunde hörten schweigend jene Stimme, die aus einer andern Welt zu kommen schien.

»Alighieri,« fuhr sein Weib fort, »jetzt höre, was die Gegenwart Dir bringt: vor morgen sind Deine Güter confiscirt, Dein Pallast geplündert, Dein Andenken verflucht; der Henker wird auf öffentlichem Markte Dein Urtheil lesen und Deine Wappen zerschlagen ... Heute bist Du noch in Florenz, morgen daraus verbannt!«

»Signora,« unterbrach sie Dante, »der Herzog von Anjou hat dieses Recht nicht ...«

»Du siehst, daß er sich es nimmt, wenn er's nicht hat,« antwortete sein Weib; »höre!«

Sie öffnete das Fenster. Alighieri Dante horchte auf, und vernahm mit Entsetzen diese Proklamation:

»Auf Befehl des Herzogs von Anjou sind die weißen Guelfen zur Verbannung verurtheilt und ihre Güter confiscirt.«

Düstre Verzweiflung ergriff ihn; die Schmach erschien ihm ohne Hoffnung auf Rache, und als er

sich wieder ermannte, waren seine Cameraden fort. Ein Weib stand neben ihm.

»Sei verflucht!« rief er ihr zu.

»Signor Alighieri,« antwortete eine sanfte Stimme, »es wäre unklug, länger in Florenz zu bleiben; ganz in der Nähe erwartet Euch ein gesatteltes Pferd.«

»Maria! und auch Du willst mich verlassen?« preßte der Dichter hervor.

»Nur auf wenige Stunden . . . in Rom werde ich Euch wiedertreffen . . . Lebet wohl, Alighieri.«

»Kein Lebewohl, Maria,« unterbrach sie Dante; »mir bangt, es möchte für ewig sein.«

II.

Im obersten Stock eines jener schmalen Häuser, welche an die Capitolstraße in Rom grenzen, in einem hohen Zimmer, in welchem die Strahlen der Sonne sich seltsam brachen, befanden sich ein Mann und ein junges Mädchen. Aus dem Staube zu schließen, welcher ihn bedeckte, kam der Mann von einer Reise; seine Stirn war blaß, aber nur Ermattung hatte diese Stirn gebleicht, welche das größeste Leid nicht zu furchen vermochte.

Einige Schritte von ihm auf dem Tische, lagen Manuscripte umher, und seine Augen hefteten sich unwillkürlich auf diese Papiere, es schien, als schlössen diese Papiere sein ganzes Dasein ein.

»Es wird Zeit sein, daß Ihr nach dem Vatican geht,« murmelte das junge Mädchen:

»Noch nicht,« antwortete Dante.

Er näherte sich dem Tische, stützte sein Gesicht auf die Hände, und saß eine Weile in tiefes Sinnen verloren da; bald leuchtete sein Gesicht von allen Blitzen der Begeisterung, sein Auge strahlte, eine Fluth von Gedanken wogte in seinem Gehirn; es war, als ob ein Geist aus jener Welt ihn mit seinem Odem anhauche. — Vor ihm lag ein Manuscript, der dreizehnte Gesang der Hölle, und er schrieb jene schreckliche Stanze auf die, denjenigen aufbehaltenen Qualen, welche sich selber den Tod geben:

Quando si parte l'anima feroce
Dal corpo ond' ella stessa s'e disvelta,
Minos la manda ella settima foce, etc.

»Ueberläßt eine Seele sich ihrer Wuth, und zerreißt die Bande, welche sie an den Körper fesseln, so stürzt Minos sie in die siebente Hölle, und schließt sie in die Rinde eines Baumes ein; dann dient sie den Harpyen zum Fraß, und weint bis zum jüngsten Tage, an welchem alle Seelen der Selbstmörder vor den Richterstuhl Gottes eilen, die Fetzen ihrer Leichname mit sich schleppend.«

Die Stunde schlug; es war Mittag. Dante schob sogleich sein unvollendetes Werk zurück, drückte einen brüderlichen Kuß auf Maria's Stirn und ging. Sobald er die Thür geschlossen, durchlief das junge Mädchen hastig die letzte Strophe des Dichters, und ihr Herz preßte sich zusammen, während sie vor Entsetzen bebte. — Sie schlug einige Blätter zurück, las den Namen Beatrice, stieß das Manuscript heftig zurück und rief:

»Oh dieser Name! stets dieser Name! spricht er ihn nicht aus, so schreibt er ihn; nicht zufrieden, daß er ihn weiß, will er auch, daß die künftigen Jahrhunderte erfahren, daß es in Florenz eine Beatrice gab, auf die er das Glück seines Lebes gesetzt hatte.«

Ein Höllengedanke schlich sich in Maria's Seele; mit bebender Hand ergriff sie Dante's göttliche Komödie; auf dem Heerde brannte noch ein Holzscheit; sie streckte den Arm aus und legte das Manuscript auf die Roste.

Bei diesem feierlichen Sacrilegium wurden Maria's Augen plötzlich von einem dichten Schleier überzogen; sie glaubte die ernste Stimme der Nachwelt zu vernehmen, und zu sehn, wie die künftigen Jahrhunderte sich erhoben, sich vor ihr aufrichteten, und ihr schreckliche Flüche zuwarfen. Sie legte das Manuscript wieder auf den Tisch, und saß mehrere Stunden lang weinend und in Erwartung da.

Ein Mann trat ein, und brachte einen Brief für Signor Alighieri; Marie nahm den Brief, er kam von Siena; sie legte ihn unter die Papiere des Dichters, und der Fremde ging.

Von den Anstrengungen des Tages ermüdet, warf sich das junge Mädchen auf ein in einer Vertiefung befindliches Bett, überließ sich dem Schlummer und schloß sanft die Augen. —

Seufzer drangen aus ihrer gequälten Brust, während sie bisweilen die Namen Dante und Beatrice murmelte. Plötzlich vermischte ein schwerer Athem sich mit dem ihrigen; leichte Schritte glitten über den Fußboden und das eben noch einmal aufflackernde Holzscheit beleuchtete ein blasses Gesicht dicht über dem rosigen Maria's, und zwei düster leuchtende Augen. Das junge Mädchen erwachte; ein kräftiger Arm hielt sie umschlungen, und doch fürchtete sie sich nicht; sie fühlte einen brennenden Athem auf ihrer Wange und lispelte nur:

»Seid Ihr es, Alighieri?«

»Nein,« antwortete eine fremde Stimme.

Maria wollte sich losmachen und schreien. Aber der Fremde hielt sie mit Gewalt zurück und ließ vor ihren Augen die Spitze eines Dolches funkeln.

»Marie,« sagte er, »wird Alighieri diesen Abend zurückkehren?«

»Ich weiß es nicht,« sagte Maria mit gepreßter Stimme.

»Gut! die Rache wird wachen, bis meine Wange mit Blut rein gewaschen ist.«

»Weh mir! ich sterbe!« stöhnte Maria.

»Noch ist es nicht Zeit zu sterben,« antwortete der in dem Dunkel unsichtbare Cavalier.

Rasch zog er darauf die Vorhänge des Bettes zu, und verschwand, ehe das junge Mädchen rufen oder sich losmachen konnte. Und als Maria nun die Vorhänge öffnete, lange umher sah und aufmerksam horchte, ohne das Geringste zu entdecken, dachte sie: »Ein böser Traum hat mich geängstigt!« und schlief von Neuem ein.

III.

Nach neun Uhr Abends kehrte Dante zurück; sein Blick war düster, sein Gesicht blässer noch als gewöhnlich; er warf sich in einen Lehnstuhl, und schlug mehrere Male gegen seine Stirn.

Es war eine dunkle Nacht; er zündete daher eine Lampe an, und ging noch eine Zeit lang schweigend im Zimmer umher, als plötzlich sein Gesicht von himmlischer Begeisterung strahlte. Zum ersten

Male dachte er an Maria, näherte sich dem Bett, öffnete leise die Vorhänge, und sah, daß sie die Augen geschlossen hatte. Mit Entzücken betrachtete er das schlummernde Mädchen, und wünschte trauernd das Alter zurück, in welchem jeder Kummer über Nacht und bei dem Anblick eines schönen Frühlingstages verschwindet. Er bog sich nieder, näherte seine farblosen Lippen der Stirn Maria's, und als er sich erhob, zeigte sich auf der Engelsstirn der Abdruck eines Kusses. Noch einen Blick warf er auf das junge Mädchen, schloß dann die Vorhänge, kniete vor einem Crucifix nieder, und zog langsam ein Stilet hervor.

»Mein Gott,« murmelte er, »von dem Tage meiner Geburt an war mein Leben in dieser Welt von Unglück heimgesucht; Liebe war das Wesen meines Daseins, und das einzige Weib, welches ich lieben konnte, Beatrice, starb, als sie eben mir angehören sollte; meine Augen sind von Thränen geschwächt, meine Wangen haben sich gefurcht, meine Seele ist erloschen, und doch habe ich nicht geflucht! — Gestern noch war ich mächtig und geehrt in Florenz, heute bin ich ein Verbannter. Ich sah meine Feinde mich höhnen, und habe nur meine Blicke von ihrer Freude abgewandt. Mir blieb Italien; aber seit einer Stunde hat sich meine Verbannung in ein Todesurtheil verwandelt, ich bin geächtet, und in

wenig Minuten ist mein Leben nicht mehr mein Eigenthum! — Doch . . . doch . . .« sagte er, »dennoch gehört es noch mir, und ich will über mein Eigenthum verfügen. Nimm meine Seele auf, Gott, und gedenke in Deinem Himmel nicht Dante Alighieri Dante's!«

Der Dichter näherte das Stilet seinem Herzen; schon drang es in seine Brust, da schrie er auf, daß es laut durch das Zimmer hallte; sein Manuscript der göttlichen Comödie lag bei dem dreizehnten Gesange der Hölle geöffnet vor ihm.

»Quando si parte l'anima feroce . . .« las er, und rief: »es ist eine Vision der Hölle, ich habe das nicht geschrieben!«

Das Stilet entsank seiner Hand und Maria stand zitternd neben ihm.

»Komm an diesen Tisch,« preßte Alighieri hervor, »komm und lies weiter . . . weiter noch . . . die letzte Strophe . . .«

Maria las: »Quando si parte l'anima . . .«

»Genug! genug! rief Dante . . . »kein Wort weiter . . . Maria,« fuhr er fort und faßte heftig ihren Arm, »was siehst Du in meinen Augen, was lieseſt Du auf meinem Gesichte? Es ist bleich, nicht wahr? es glüht wie Feuer. Hat Gott keinen Ausdruck des Zorns darauf gelassen?«

Maria bebte.

»Du weißt also nicht, Maria, was ich entschlossen war zu thün? Der Papst hat meine Bitte verworfen; da sah ich einige Feinde der Donati, sie sagten mir, der Herzog von Anjou habe mich zum Tode verurtheilt.«

»Zum Tode!« unterbrach ihn erbleichend das junge Mädchen.

»Lebendig verbrannt zu werden! Welche Marter! Ein Ocean von Feuer! schreien wollen, und das Feuer in den Körper, den Rauch in die Brust dringen fühlen ... dem wollte ich entgehen ...«

»Ihr habt Euch tödten wollen?« schrie Maria.

»Ja, Maria.«

»Und dachtet nicht an mich ... o, Alighieri!«

»Ich dachte nur daran, mich zu tödten.«

»Und was wäre aus mir geworden!«

Plötzlich haftete Dante's Auge auf einem mit drei schwarzen Siegeln verschlossenen Briefe.

»Woher kommt dieser Brief?« rief er.

»Ich hatte ihn vergessen; ein Fremder brachte ihn mir.«

Aber Dante hörte sie nicht mehr; er brach die Siegel, und verschlang die Zeilen, die sein Gesicht neu zu beleben schienen.

»Maria,« rief er, »noch ist nicht jede Hoffnung verloren; fünfhundert weiße Guelfen sind in Siena, und rufen mich. Wir werden Florenz wiedersehen,

Maria! Noch diese Nacht verlassen wir Rom; uns erwartet die Freiheit. Ist die Freiheit, nächst der Liebe, nicht das einzige Glück auf Erden?«

»Du vergissest ein anderes,« antwortete eine Stimme, »die Rache!« — Es war Giannettino, der sich mit dem Degen in der Hand auf Dante warf. Dieser parirte den Stoß, und Marie stürzte schwer getroffen zu Boden. Der Degen des Capitains war in ihrer Brust abgebrochen.

»Jetzt wir Beiden!« rief Dante; »Du bist entwaffnet, und ich habe einen Dolch. Meuchelmord für Meuchelmord!«

Aber der Capitain war schon fern.

»Alighieri Dante!« antwortete er von unten herauf; »Siena ist nicht fern, und Du hast nicht immer ein Weib, welches für Dich stirbt. Wir sehen uns wieder, denn noch brennt die Schmach auf meiner Wange!«

IV.

Eine düstere Verzweiflung hatte sich in die Seele des Verbannten geschlichen; mehrere Pläne waren verunglückt, heftiges Mißtrauen marterte ihn, und der große Dichter wanderte zehn Jahre lang im Exil

und im größesten Elend schmachtend umher. Gegen Mitte des Jahres **1321** finden wir ihn in Ravenna bei dem Fürsten Guido Novello wieder. Nur Ruhe ersehnte er, jene stille, einfache Ruhe, welche die Seele in Schlummer wiegt, und sie gegen alles Bestehende gleichgültig macht. Aber seine Stunden waren gezählt. In den ersten Tagen des Septembers bemächtigte sich seiner ein schleichendes Fieber, und die herbei gerufenen Aerzte erklärten, die Krankheit sei gefährlich.

Indeß hatte das Abenteuer des Capitains Giannettino sich durch Italien verbreitet, die Ohrfeige, welche Dante ihm gegeben, setzte ihn jeden Tag neuen Spöttereien seiner Waffenbrüder aus, und doch wußte Jeder, daß Giannettino Muth genug besaß, und sich früher oder später rächen würde. Zwanzig Mal hatte er sich deshalb geschlagen, und zwanzig Mal diejenigen getödtet, welche ihn an das Abenteuer erinnerten, welches seit zehn Jahren die Schmach seines Lebens war. Er erwartete mit Ungeduld, daß Italien, so lange durch Kriege zerrissen, sich endlich beruhigte; dann wollte er den Dienst verlassen, um denjenigen aufzusuchen, der ihn entehrt hatte. — Wer ihn im Anfange des Jahres **1321** gesehen, würde Mitleid gehabt haben; es war nicht mehr jener feurige, zwanzigjährige Hauptmann mit dem edlen, schönen Gesicht und der sanf-

ten Sprache; es war ein vor der Zeit gealterter, wundenbedeckter Soldat. Sein Gesicht war von Narben und Furchen entstellt, und sein Auge schleuderte düstre Blitze, während lange graue Haare unter seinem Helme hervor drangen.

Eines Tages hörte er, Dante sei in Ravenna bei Guido Novello, und ohne ein Wort zu sagen, machte er sich noch an demselben Abende nach Ravenna auf.

... Am Morgen des 14ten November fühlte Dante sich schwächer als je, der Arzt kündigte Novello an, daß der Kranke den Tag nicht überleben würde. Der Dichter verlangte nach einigen Papieren und wünschte allein zu sein; Novello wollte sich widersetzen, aber der Arzt sagte ihm leise, Dante sei verloren und jede Hülfe vergebens.

Als Dante sich allein sah, durchlief er seine Papiere, lächelte bei einigen seiner letzten Inspirationen und zerriß fast alle andern. Zu seinen Häupten war ein Christusbild, der Sterbende erhob sich mit Mühe, und küßte die Füße des Erlösers. Dann sprach er mit matter Stimme mehrere Worte aus, und fiel kraftlos auf das Bett zurück. Rasch trat Guido Novello ein, und näherte sich auf ein Zeichen von Dante.

»Habt Ihr meine Gedichte gelesen?« fragte er kaum hörbar.

»Ja,« antwortete Novello.

»Wie findet Ihr sie?«

»Erhaben!«

Der Dichter reichte ihm die Hand und versuchte zu lächeln.

Während dieses in Ravenna geschah, wanderte Giannettino in großen Tagereisen fort, und näherte sich endlich demjenigen, welchen er suchte.

Gegen drei Uhr desselben Tages forderte Dante Papier und Crayon, und schrieb mit Anstrengung einige Zeilen . . . dann sah er Novello an und sagte:

»Versprecht mir, wenn ich todt bin, mich in diesem Lande begraben zu lassen.« Novello versprach es weinend.

»Und hier,« fuhr der Dichter mit verlöschender Stimme fort, »ist die Grabschrift, welche Ihr mir auf mein Grab setzen lassen werdet.«

»Ich verspreche es,« sagte Novello, und nahm das Papier.

»Nun kann ich sterben,« murmelte Dante. Er erhob die Augen zum Himmel, gab den Umstehenden die Hand, und versuchte einige Worte zu reden; dann schlossen sich seine Augen, seine Hand fiel zurück . . . er war todt. —

V.

An demselben Abende ließ sich ein Fremder bei Guido Novello melden, und bald trat ein staubbedeckter Soldat ein.

»Ich wünsche Alighieri Dante zu sprechen,« sagte der Soldat.

Novello gab ihm schweigend ein Zeichen, ihm zu folgen, und bald kamen sie in einen schwarz verhangenen, von glänzenden Lichtern strahlenden Saal. Novello näherte sich, von Giannettino gefolgt, dem Bett, auf welchem Dante ausgestreckt lag.

»Dante!« sagte Novello, indem er auf den Entseelten wieß.

»Todt!« rief Giannettino, »todt!«

»Todt!« wiederholte Novello.

»Mußte ich so Dich wiederfinden?« murmelte Giannettino. »Ich unglücklicher Greis, zwanzig Jahre meines Lebens habe ich hingebracht, meine Schmach zu verzehren, und nun die Stunde der Gerechtigkeit geschlagen hat, komme ich zu spät. — Erwache, Leichnam,« fuhr er mit krampfhaft gepreßter Stimme fort, »erwache; nimm einen Degen und tödte mich, oder stirb zum zweiten Male. — O, mein Herr!« wandte er sich an Novello, »Ihr seht einen entehrten Mann vor Euch, jagt ihn aus Eurem Hause, denn seine Schande wird erst mit

ihm sterben. — Er ist todt, nun bleibt auch mir nichts übrig, als zu sterben.«

Als er so sprach, schlugen seine Zähne zusammen, seine Hände zitterten, und seine Augen schienen zu erlöschen.

Plötzlich richtete der gebeugte Greis sich auf; seine erloschenen Augen belebten sich; er bemerkte auf Dante's Stirn einen Lorbeerkranz, den Novello mit eigner Hand ihm aufgesetzt. Rasch sprang er auf den Entseelten zu, und riß, ehe Novello es hindern konnte, den Kranz von Dante's Stirn, zertrat ihn mit den Füßen, und sah dann auf den Todten hin.

»Schmach für Schmach!« rief er; »Du vernichtetest meine Ehre, jetzt habe ich Deinen Ruhm besudelt. Jetzt sind wir quitt; denn gedenkt die Geschichte des entehrten Namens Giannettino's, so wird sie auch des befleckten Ruhmes Dante Alighieri's gedenken!«

Dann bückte er sich, raffte den Kranz auf und warf ihn mit Heftigkeit dem Dichter in das Gesicht.

»Da,« sagte er, »da ist Dein edler Kranz, und nun der Staub meiner Füße ihn besudelt hat, nun schlage ich Deine Wange damit, unsterblicher Dichter, wie Du einst meine Wange schlugest.«

Er ging, und Niemand hat erfahren, was aus Capitain Giannettino geworden ist. —

Dante wurde, wie er gebeten, in Ravenna begraben, jedoch unter einem einfachen Marmorstein, ohne Inschrift, weil bald darauf das Unglück den Fürsten Guido Novello zwang, sein Vaterland zu verlassen, wohin er nicht wieder zurückkehrte.

Eine zweite Liebe.

Frau von Haidling gab einen glänzenden Ball. Es hatte eilf Uhr geschlagen und bis zu diesem Augenblicke war Emilie mit ihren Pflichten als Hausfrau beschäftigt gewesen. Gleichgültig sah sie dem Tanze zu, den sie früher geliebt hatte. Sobald eine wahrhafte, das ganze Wesen durchdringende Liebe das tiefere weibliche Gemüth ergriffen hat, verschwindet diese Sucht aus dem Herzen; wo sie bleibt, ist die Liebe nur eine äußere. Es hatte eilf Uhr geschlagen, Emilie machte sich aus einer Gruppe noch ganz spät angekommener junger Leute los und war nun frei, ganz frei.

Ein großer junger Mann, der sich an den Kamin gelehnt hatte, stach durch den etwas ungelenken Ernst seines Benehmens und seine einigermaßen nachlässige Haltung stark gegen die Frivolität der Uebrigen ab. Sein Blick glitt gleichgültig über das Ge-

dränge hin, und wenn er dann und wann auf einer Gruppe haften blieb, in deren Mitte sich Emilie befand, malte sich Unruhe auf seinen etwas starren Zügen. An der zerstreuten Miene, mit welcher diese Frau dann redete, erkannte man leicht, daß ihr Geist ganz wo anders sei, als bei dem, was sie sagte, ja man konnte sogar eine gewisse Unruhe an ihr bemerken. Bisweilen flog ihr Blick zu jenem jungen Manne hinüber; in dem Gesichte des letztern zeigte sich keine Veränderung, aber Emilie las dennoch aus diesem Auge, aus diesem Gesichte, welches seine Empfindungen zurückzudrängen gewohnt war, eine Antwort auf ihre stille Frage. So kam es denn ganz natürlich, daß sie, als der Contretanz begann, als hätten sie sich verabredet, sich ihm näherte, ihm den Arm gab und ihn aus dem Gedränge fortzog.

Der Salon führte in einen Garten, der zu diesem Feste glänzend erleuchtet war. Dorthin gingen sie und hatten schon das Ende einer langen Allee erreicht, ohne ein Wort zu sprechen; aber dennoch verstanden sie sich und als sie beide unwillkürlich von dem weit hinter ihnen liegenden Ballsaale zurücksahen, begegneten sich ihre Augen und sprachen in einem Blicke aus, was ihre Herzen empfanden.

»Die Nacht ist so milde, der Himmel so schön!« sagte er.

»Warum kann man nicht immer so glücklich sein?« antwortete Emilie.

»Wünschen Sie, diese Nacht möchte ewig währen, Madame?«

»Nicht diese Nacht, aber das Glück, welches ich in diesem Augenblicke empfinde.«

»Das Glück, welches der schöne Himmel und die milde Nacht in Ihnen erwecken?«

»Nein, das Glück, welches Sie mir gewähren.« Und fester drückte sie seinen Arm an ihr Herz.

Es war für Beide ein glückseliger Augenblick; sie liebten sich und gestanden es sich zum ersten Male und ihre Seelen schwammen im reinsten Entzücken. Sie setzten sich auf eine Bank. Er hielt die eine Hand Emiliens in der seinigen, während sein Kopf auf die Kniee sank und auf der theuern Hand ruhete. Emilie betrachtete ihn mit Entzücken und spielte mit der Hand, welche ihr frei blieb, in dem dunkeln Haare des Geliebten. Als sie aber ihre Hand von einer Thräne aus jenen Augen benetzt fühlte, die deren so selten und nur bittere vergossen hatten, konnte sie sich nicht länger halten, ein Seufzer der Liebe entfloh ihrer Brust und ihr Mund suchte den des Geliebten, um mit dem ersten Kusse auf seine Lippen den Schwur zu drücken, daß ihr Leben ganz und auf ewig seinem Glücke geweihet sein solle.

Sein rauhes wildes Gemüth ward weich und

mild unter Emiliens Einfluß und derjenige, der den Bitterkeiten des Lebens nur noch Hohn und Kälte entgegenzusetzen hatte, weinte wie ein Kind.

»Edgar!... Edgar!« rief sie, »lassen Sie uns diese Stunde der Glückseligkeit nie vergessen. Sie sei zwischen uns ein unauflösliches Band, das nichts zu zerreißen vermag. Du liebst mich und diese Liebe ist mein Stolz und mein ganzes Glück.«

Eine neue, unbekannte, wonnevolle Seite des Lebens sah Edgar glühend, zitternd vor sich aufgerollt. Denjenigen, der stets allein lebte, und so wenig er Egoist war, einzig mit sich beschäftigt gewesen, mit seiner Person, die stets von allen Seiten angegriffen worden war, aber nie eine freundliche, warme Annäherung erfahren hatte, wahrlich, denjenigen mußte ein süßes Erstaunen fassen, als er zum ersten Male in seinem Leben sich einer fremden Existenz nothwendig fühlte und das Schicksal eines andern Wesens von seinem Willen abhängig sah; ein unaussprechliches Entzücken gewährte es ihm, das Leben, welches ihm dargeboten wurde, mit der Phantasie zu verkörpern und bis in seine Anfänge zu verfolgen.

»Vertraue Dich mir,« sagte er trunken vor Wonne, »damit ich meinen Reichthum, meinen Schatz kennen lerne, und jeden Schritt segne, den Du im Leben gethan. Theile mir die Freuden Dei-

ner Jugend mit und finden sich Thränen darunter, so fordere ich auch von denen meinen Antheil.«

Bei jedem Worte, das Edgar sprach, schlug Emiliens Herz höher. Sie schaute sinnend zu den Sternen empor und dann und wann schien eine Wolke der Besorgniß über ihre weiße schöne Stirn zu ziehen.

»Wir Frauen,« sagte sie dann, »sind bei der Liebe besser bedacht, als die Männer, weil wir in Euch die Macht finden, welche uns schützt. Es ist unser Glück, Euch unverwundbar gegen die Schläge des Lebens zu finden; aber müssen wir, falls unsere Liebe innig und wahr ist, nicht zittern, wenn wir sehen, daß Ihr Eure ganze Existenz einem Wesen hingebt, welches so schwach ist, daß die Laune eines Boshaften hinreicht, es zu beflecken, und in den Augen der öffentlichen Meinung und bald auch in Euren eignen, zu vernichten?«

Sie sah ihn bei diesen Worten aufmerksam an und prüfte den Eindruck, welchen sie auf ihn machten. Offenbar sagte sie nicht Alles und dieser Anfang sollte nur ein Versuch sein.

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten, dann erhob sich Edgar, streckte seine Hand über Emiliens Haupt und rief in edler Begeisterung:

»Ich schwöre Dir, Emilie, daß die Ungerech-

tigkeiten der öffentlichen Meinung nie die Macht besitzen sollen, meine Liebe zu schwächen.«

Emilie erhob sich und fühlte sich unwiderstehlich zu Edgar hingezogen. In dem Tone dieser letzten Worte lag so viel Edles, daß ihr ganzes Vertrauen auf ihre bebenden Lippen gezogen wurde. Sie war heftig aufgeregt, es drängte sie, zu reden, aber sein aufmerksamer fragender Blick hielt sie zurück. Ihr Kopf verwirrte sich und wie vom Schwindel ergriffen, rief sie endlich:

»Edgar, eine arme Frau vertraut sich gänzlich Deinem Edelmuthe, Deiner Liebe an. Da... lies!«

Edgar nahm den Brief, welchen sie ihm gab, und näherte sich einem Lämpchen, um ihn zu lesen. Emiliens Angst während des Lesens war herzzerreißend.

Erst am Morgen hatte sie den Brief empfangen, der also lautete:

»Madame, meine Lage ist so exceptionell, daß man sie nicht nach der gewöhnlichen Regel beurtheilen darf. Sie haben die Mittel in Händen, mich von unvermeidlichem Ruin zu erretten; ich dagegen besitze Briefe, welche Sie vernichten, wenn Ihr Herr Gemahl dieselben kennen lernt. Ist es da nicht natürlich, daß wir uns gegenseitig beistehen? Sie erretten mich von einem Bankerott und ich sichere auf immer Ihre Ruhe. Die Briefe, welche sie vor

drei Jahren an Herrn von Eschen schrieben, enthalten, wie Sie wissen, Geheimnisse, an deren Verschweigung Ihnen gelegen sein muß. Ich gebe sie Ihnen unter der Bedingung zurück, daß Sie Herrn von Haidling veranlassen, mit mir das zwischen ihm und mir besprochene Geschäft unter den Bedingungen abzuschließen, welche ich ihm vorschlug. Ueberlegen Sie nun, was Ihr eigenes Interesse von Ihnen fordert.

Hammer."

Emilien war es nicht in den Sinn gekommen, auf die Bedingung des Briefschreibers einzugehen; sie wußte nicht, was sie thun sollte und überließ sich resignirt dem Schicksale, als Edgards Worte sie zu der Mittheilung hinrissen, vor welcher sie jetzt erbebte.

Es läßt sich nicht sagen, was aus Emilien geworden wäre, hätte sie die Veränderung bemerkt, welche durch den Brief in Edgards Zügen hervorgebracht wurde. Die Nachricht, daß sie schon einen Geliebten gehabt, schnürte ihm die Brust bis zum Ersticken zu. Ein einziges Wort warf das Gebäude seines Glückes zusammen, und vergiftete alle seine Hoffnungen. Unbeweglich stand er da, niedergeschlagen und verletzt im tiefsten Gemüthe, und so sehr in seinen Schmerz versunken, daß er nicht einmal an Emilien dachte, die, den Tod im Herzen, wenige Schritte von ihm saß.

Bis zu dieser qualvollen Stunde hatte die Erinnerung an diese frühere Liebe ihr keine Gewissensbisse verursacht, da der ruhmvolle Tod ihres Geliebten dieselbe geheiligt zu haben schien. Aber jetzt, in Gegenwart Edgard's, den sie als ihren Richter ansah, zitterte sie, und fühlte Gewissensbisse in ihrer Seele erwachen. Seit sie Edgar liebte, erschien ihr Alles verändert. Seit sie der Liebe zu ihm Raum gegeben, sah sie auch ihre frühere Liebe in einem ganz andern Lichte; sie erschien ihr als ein Flecken in ihrem Leben. So gerne, ach! so gerne hätte Emilie ihm ein jungfräuliches Herz dargebracht; aber wie jung an Empfindungen sie sich auch fühlte, wie sehr Jahre und Erfahrung dadurch, daß sie ihr die Leerheit dieses Lebens zeigten, die Macht der Leidenschaft in ihr verstärkt hatten, indem sie sie auf einen Punkt concentrirten; wie überzeugt sie auch war, daß sie Edgar mehr Liebe geben würde, als sie irgend einem Andern gegeben hatte: — sie litt unsäglich, daß sie sich so getheilt hatte, und fühlte, daß sie, erführe er die Wahrheit, in den Augen ihres Geliebten ihren größesten Werth verlieren würde.

Von diesem Augenblicke an empfand sie gegen den Todten nicht bloß eine tödtende Gleichgültigkeit, sondern sogar Zorn und Haß, und das sanfte, milde Weib fluchte einer Liebe, in der sie jetzt nur noch eine Verirrung erblicken konnte.

Edgar war keines Wortes mächtig, und Emilie saß in unsäglichen Qualen da. Während ihr Herz brach, blieb ihr Körper jedoch unbeweglich, immer in derselben Stellung, und angstvoll erwartete sie ihr Urtheil. Da sah sie plötzlich, wie Edgar hastig sich entfernte und verschwand, und stürzte mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden.

Eine Viertelstunde nachher sah man sie wieder auf dem Balle, lächelnd, von Witz sprühend. Aber ihr Gesicht war blaß, und oft mußte sie alle ihre Kraft zusammen nehmen, um dem furchtbaren Zwange, welchen sie sich anthat, nicht zu erliegen.

Der Ball war zu Ende und Emilie allein. Nicht die Besorgniß, jener Briefschreiber möchte Wort halten, und das Geheimniß ihrem Gemahl verrathen, schreckte sie: — sie hatte nur einen, nur einen einzigen Gedanken, und dieser Gedanke war Edgar, und daß er sie verlassen. Ach! wenn das arme Weib in dieser Nacht die ganze Ausdehnung des Schmerzes kennen lernte, so fühlte sie zugleich auch, wie unermeßlich ihre Liebe sei.

Edgar hatte Emilien verlassen, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Schmerz und Verzweiflung wütheten in seinem Innern, und er war zu traurig und niedergeschlagen, um an einen Ent-

schluß auch nur denken zu können. Aber die bitterste Waffe seiner Qualen war seine Phantasie, die unerschöpflich an Martern war, und ihm Emiliens Verhältniß zu v. Eschen, unter den sein Herz am tiefsten verletzenden und beleidigenden Formen zeigte. Stets sah er jenen sich zwischen Emilien und ihn drängen, wie er ihre Liebkosungen ihm vorwegnahm, seine Freude vergiftete, all' sein Gefühl beleidigte, und Emilien in dem widerlichsten Lichte erscheinen ließ.

Was soll er thun? Sein Stolz, seine Vernunft rathen ihm, eine Liebe aufzugeben, deren Morgenroth schon für ihn so finster war, und ihm nur neue Enttäuschungen weissagt. Aber auch die Leidenschaft redet in ihm, jene Leidenschaft, deren Gewalt noch durch die Eifersucht gesteigert wird. Er fühlt, daß er Emilien nicht entsagen kann, daß ohne sie sein Leben ohne Halt, ohne Zukunft sein würde. Aber so glühend er sie auch liebt ... wie kann er das verzeihen, was ihm als eine Befleckung erscheint?

Edgar hatte bis hierher nur an sich und seine Leidenschaft gedacht, und Emilien seiner Eifersucht, seiner Verachtung geopfert; als er aber bedachte, daß diese Frau ihm das Geheimniß ihres Lebens anvertraut hatte, vergaß er seine eigenen Wunden, brachte jedes selbstsüchtige Gefühl zum Schweigen und beschloß, sich gänzlich nur ihr zu weihen. Was ihn

zu diesem Entschlusse trieb, war zum Theil eine gewisse Bitterkeit, indem er wünschte und hoffte, für seine Wohlthaten nur Undankbarkeit zu erndten. Ein innerer Stolz trieb ihn an, sein Glück zu opfern, und ihr in dem vorliegenden Falle beizustehen, um sie in das Verhältniß der Dankbarkeit gegen denjenigen zu bringen, dessen Leben sie zerstört hatte, und ihr Unrecht dadurch in seiner Meinung noch größer zu machen.

Am Morgen nach dieser qualvollen Nacht schrieb er folgenden Brief an Emilien:

»Ich weiß nicht, Madame, in welcher Absicht Sie mir gestern Abend jene Mittheilung machten. Hätten Sie dieselbe einem Freunde gemacht, so hätte dieser durch solch hohen Grad des Vertrauens nicht in Verlegenheit gerathen können; aber einen Geliebten in Geheimnisse solcher Art einzuweihen, kommt mir so sonderbar vor, daß ich Sie deshalb um Ihre Absicht fragen muß. Hatten Sie die Absicht, unser Verhältniß mit einem Male abzuschneiden, und einer Leidenschaft Einhalt zu thun, deren Gefahren Sie schrecken? Ist das der Fall, Madame, so haben Sie Ihren Zweck vollkommen erreicht. Dann aber lassen Sie mich fragen, ob es einer zartfühlenden Frau erlaubt sei, so mit dem Mannesherzen zu spielen, daß sie je nach ihrer Laune ein Verhältniß anknüpft und wieder abbricht, und dieses Spiel der

Coquetterie und Verderbtheit dann von Neuem beginnt. Ich frage Sie, ob eine Frau, bevor sie sich in ein Verhältniß einläßt, nicht die Pflicht habe, die Folgen eines solchen schon vorher zu bedenken, und fest entschlossen zu sein, dieselben zu tragen, zumal in Fällen, wo nur die innigste Hingebung die Vergangenheit vergessen machen kann.

»Wenn Sie sich gestern Abend an einen Geliebten wandten, so kannten Sie ihn schlecht, wenn Sie glaubten, nach jener Mittheilung noch auf Liebe rechnen zu können. Mein Herz hatte sich geirrt, ich sehe es jetzt ein. Ich denke über die Liebe und ihre heiligen Pflichten anders, Madame, als Sie Ihrem Benehmen nach zu thun scheinen. An die Stelle des Vertrauens ist Mißtrauen getreten, und nichts steht mir dafür, daß dieser ersten Eröffnung allmälig andere folgen würden, solche, die mein ganzes Gefühl empören, und schon bei dem bloßen Anhören mich mit Schaam erfüllen, und mein Leben vergiften würden. Ich will Sie nicht zu jenen Frauen rechnen, Madame, die aus bloßer Lüsternheit von dergleichen häuslichen Scenen reden, und jede Gelegenheit dazu benutzen, gleichviel, gegen wen sie davon reden. Aber auf solcher Grundlage kann eine edle Liebe nicht ruhen.«

»So ist denn Alles zwischen uns zu Ende. Eine Theilung der Herzen, und wäre sie auch nur schein-

bar, kann ich nicht dulden. Wo ich bin, will ich allein herrschen, und stelle die Liebe zu hoch, halte sie für zu hochherrlich und züchtig, als daß ich ihren Namen jenen alltäglichen Neigungen geben sollte, die, weil sie nicht für ein ganzes volles Leben ausreichen, von einem Altare zum andern flattern.«

»Mein Lebensglück ist vernichtet, meine Zukunft zerstört; dennoch werde ich die Pflicht nicht vergessen, welche Ihre Mittheilung, die Sie mir wohl hätten ersparen können, mir auferlegt hat. Beruhigen Sie sich also, Madame; Sie wählten mich zu Ihrem Beschützer und sollen sich nicht getäuscht haben.«

Dieser Brief steigerte Emiliens Verzweiflung bis zum Aeußersten, und unsäglich litt sie durch den ironischen verachtungsvollen Ton desselben. Obgleich sie von Seiten Edgar's eine grausame Strenge erwartete, die sie als ganz in der Ordnung betrachtete, und von der sie sich nur durch ihre Reue und durch eine unerschütterliche Liebe zu erlösen beschloß, erschien die Bitterkeit jener Worte ihr doch als gar zu grausam. Und dennoch konnte sie nicht umhin, den Geliebten nur noch mehr zu achten, da eben in diesem Schmerze sich die Gewalt seiner Liebe aussprach, deren Verlust für sie der Tod war. Zwanzig Mal beschloß sie, zu ihm zu eilen, sich ihm zu Füßen zu werfen, und ihn zum Zeugen ihrer Qualen zu ma-

chen, und gewiß hätte Edgar dem trostlosen Anblick, welchen ihre bleichen, vom Grame gefurchten Züge darboten, nicht widerstehen können. Allein sie scheute sich, seinem Blicke zu begegnen, kam sich als entweiht und befleckt vor und duldete unaussprechliche Qualen. Armes, armes Weib! Die Vergangenheit stellte sich als Gespenst vor Deine Zukunft und scheuchte alle Deine Freuden zurück.

Am meisten drängte sich ihr der Gedanke auf, daß Edgar auf immer für sie verloren sei, er, der ihr gestern Abend ewige Liebe geschworen, und mit dessen Leben sie das ihrige auf immer zu vereinigen geglaubt hatte. Wäre er gestorben, so hätte sie wenigstens den Trost gehabt, diese Liebe nicht durch seinen Willen zerrissen zu sehen. Ihn aber lebend zu wissen, zwei Schritte von ihr, und von ihm getrennt zu sein durch Schlimmeres, als den Tod, durch Verachtung, das gerade war es, was ihre Qual so herzzerreißend machte.

Blaß, von so viel Schmerzen ermattet, saß sie in einem Lehnstuhl. Eine finstere Trauer hatte sich ihrer bemächtigt und sie sah ein ganzes Leben voll Qualen von sich.

Es schlug ein Uhr, als man ihr Edgar meldete.

Sie erbebte bei diesem Namen und machte eine Bewegung, um sich von dem Stuhle zu erheben; aber kraftlos und unbeweglich fiel sie zurück, und

Edgar sah das Zittern, welches ihren ganzen Körper ergriffen hatte. Scheu, wie sterbend, war ihr Auge an den Boden geheftet, während er vor ihr dastand, wie ein Richter vor seinem Opfer.

»Madame, hier sind die Briefe, welche Sie vernichten konnten. Ich habe sie dem Elenden abgezwungen, Sie haben nun nichts mehr zu fürchten.«

Aus Emiliens Zügen sprach so tiefer Schmerz, daß Edgar verwirrt wurde. Er sah hier seinen eigenen Schmerz noch übertroffen und fühlte sein Herz brechen. Seit einiger Zeit hatte er schon geschwiegen, aber Emilie sich noch immer nicht geregt. Was kümmerte es sie, ob die Gefahr für ihren Ruf beseitigt sei, oder nicht. Die Härte, mit welcher Edgar sprach, bestätigte ihr vollkommen, daß seine Liebe für sie dahin sei, ach, die Liebe des Mannes, dem sie ohne Rücksicht Alles, Alles geopfert haben würde!

Edgar indessen konnte seine Aufregung nicht länger bemeistern.

»Emilie!« rief er mit bebender, tief aus dem Innern dringender Stimme; »Emilie! kannst Du verzeihen? . . . willst Du die Schmerzen verzeihen, welche ich Dir bereitete?«

Wie aus einem bangen Traume erwachend, verwirrt, fast erschrocken, schaute Emilie auf, und als

sie seine gerührte Stimme hörte, als sie seine Arme ihr geöffnet sah, warf sie sich laut schluchzend an seine Brust.

»Ich war ein Thor, Geliebteste,« sagte Edgar nach einer Weile. »Laß die Vergangenheit todt sein, laß uns einen dichten Schleier darüber ziehen, damit wir sie vergessen. Aber die Gegenwart und die Zukunft . . .«

»Sie sollen rein sein und fleckenlos, ich schwöre es, würdig unsrer Liebe, und ohne Erröthen kann ich Dir ins Auge sehen.«

Helene.

Es war acht Uhr Abends; die Sonne schoß Feuergarben am Horizonte empor, und schwamm glänzend in Purpur und Gold. Ihre von dem durchsichtigen Spiegel des Rheins zurückgeworfenen Strahlen entfalteten eine wahrhaft feenartige Pracht von Farbentönen.

Am östlichen Ende eines Parks, am Ufer des Wassers, schienen zwei junge Frauenzimmer, an die Brustwehr eines Balcons gelehnt, in die Betrachtung dieses herrlichen Sonnenuntergangs versunken zu sein. Die eine derselben konnte zwanzig Jahre zählen ... sie hatte braunes Haar, war blaß und träumerisch, wie ein Stern, und hieß Helene. Die Andere, blond und mit frischem Colorit, nahm bisweilen eine spöttische Miene an, die sie zum Entzücken kleidete. Sie war eine jener Frauen, die damit prunken, zum Skepticismus gelangt zu sein und Jedermann enttäuschen zu wollen. Diese An-

maßung war bei Caroline von Redern nicht auffallend. Sie war sechs und zwanzig Jahre alt, hatte eine Convenienzheirath geschlossen, und behandelte die Männer wie Spielzeuge, und das Leben wie eine Persiflage, in welcher Ansicht sie durch ihre Erfahrungen bestärkt wurde.

Helene, die sanfte, sinnige Helene dagegen kannte von den Dingen dieser Erde noch nichts, als den vagen, geheimen Drang des Herzens nach Liebe.

Unter den beiden Frauenzimmern herrschte seit einiger Zeit das vollkommenste Schweigen, als von dem Strome eine durch die Entfernung gemilderte Stimme herübertönte. Helene erbebte und näherte sich der Balustrade.

»Was ist Dir?« fragte Caroline. »Du zitterst, wie ein Blatt im Winde . . .«

»Es ist nichts,« antwortete das junge Mädchen verwirrt. Dann fuhr sie, gleichsam sich selber verspottend, fort: »Es ist wirklich lächerlich, daß ich des Abends, in der Einsamkeit, nie eine menschliche Stimme hören kann, ohne tief ergriffen zu werden. Dann bin ich wie die Mimosa.«

»Mit dem Unterschiede,« unterbrach sie Caroline neckend, »daß die Mimosa sich zurückzieht, um dem Eindrucke zu entgehen, während Du Dich vorlehnst, um die Stimme besser zu hören. Helene,« fuhr

sie fort, »es bedarf grade keiner Eingebung von oben, um zu sehen, daß Du liebst.«

Das junge Mädchen unterdrückte eine Bewegung des Unwillens.

»Du willst über mich lachen! . . .« antwortete sie, indem sie die Lippen ein wenig zusammenzog. Dann änderte sie plötzlich den Ton und rief:

»Ja, ich liebe! . . . ich liebe das Säuseln der Weiden und italienischen Pappeln, welche den Strom schmücken. Ich liebe diese Harmonieen der Natur, die wie ein Abschiedsgruß an das Licht klingen! . . . Ich liebe den sterbenden Glanz der Sonne! . . . ich liebe . . .«

»Mehr als das,« unterbrach sie Caroline sanft . . . »Du liebst einen Mann, einen liebenswürdigen, schönen, verführerischen Mann.«

Helene zerknickte krampfhaft einen Blumenzweig, und antwortete befangen:

»Einen Mann! . . . wer wäre der Mann? . . . Du machst mir bange, Caroline; glaube mir, mein Herz ist ruhig und gleichgültig.«

»Montaigne würde gesagt haben: Vielleicht! und Rabelais: Wer weiß? Ich sage mit fester Ueberzeugung: — Nein! Höre mich an, Helene; Du bist jung, rein, voll von jenem süßen Glauben, den ersten Entzückungen des Lebens, den strahlenden, reinen Illusionen, welche Dein Herz berauschen, bis

Du einst kennen lernst, was die Männer, was ihre Schwüre und Liebesworte sind. Aber diese Lehre ist oft lang und herzzerreißend. Sie entblättert den schönsten Theil des Daseins, und wenn wir Alles wissen, wenn das Unglück uns die Gesellschaft in ihrer wahren Gestalt zeigte, so sind wir oft zu erschöpft, als daß wir den Muth haben könnten, uns zu rächen, und den gefährlichen Reizen dieser Empfindungen, denen wir Alles opferten, eine höhnende Gleichgültigkeit entgegenzusetzen. Wohlan! ich will Dich dieser grausamen Lehrzeit überheben, Dir meine Erfahrung leihen, und Dich durch eine einzige Prüfung von allen übrigen befreien, die Deiner Unschuld drohen; kurz, ich will Dich von Deiner Liebe heilen.«

»Nein, nein ... ich wiederhole es ... ich empfinde keine Liebe.«

»Soll ich Dir seinen Namen nennen?«

»Caroline!«

»Eugen von Birken. Dort erscheint er grade in seinem Kahn ... dort unten ... hinter der kleinen Weideninsel ... Ohne Zweifel ein Rendezvous ...«

Helene richtete sich stolz vor Caroline auf, und sagte:

»Deine Worte sind mindestens sonderbar. Bedenke, daß Du mich beleidigst; ich glaube ...«

Dann sank sie, wie von dieser Anstrengung überwältigt, auf einen Stuhl, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen ... und eine Thräne rollte aus ihrem Auge.

»Dennoch bleibe ich dabei, daß es sich hier um ein Rendezvous handelt,« fuhr Caroline fort, »aber nicht mit Dir ...«

»Mit wem denn?« rief Helene erblassend.

»Mit mir,« antwortete die junge Frau.

»Du täuschest mich ...« sagte sie, und fuhr dann gefaßter fort: »Ich meine, Du setztest Deinen Scherz fort.«

»Liebes Kind,« sprach Caroline, »Du kennst noch keine Verstellung. Was aber dieses Rendezvous betrifft, so sagte ich die Wahrheit.«

Damit zog sie einen Brief aus dem Busen und gab ihn Helenen.

»Lies,« sagte sie; »der helle Mondenschein ist das passendste Licht für solche Briefe.«

Das junge Mädchen las:

»Sein Sie um neun Uhr auf der Terrasse;
»aber gewiß, damit ich Sie vor Ihrer Abreise
»noch einmal sehe.«

»Der Brief ist ohne Unterschrift!« rief Helene voll Schmerz.

»Du meinst, ich lüge ... das ist nicht hübsch von Dir. Horch, es schlägt neun Uhr. Ist die

Stimme, bei welcher Du erbebteſt, nicht die Eugens? ... Und erkennſt Du ſeine Handſchrift nicht? ... hat er nie an Dich geſchrieben? ...«

»Nie! ...«

»Auch keine Verſe? ...«

»Caroline! ... o, Du biſt grauſam!« ſchluchzte die Arme. »Er hat es Dir alſo geſagt?«

»Nein, ich habe es errathen. Und Du haſt ihm nichts dagegen gegeben?«

»Heute Morgen einige Blumen ... O, es iſt traurig ... ſehr traurig!« ſagte Helene mit düſterer Stimme.

»Armes Kind!« murmelte die junge Frau, indem ſie ſie vom Balkone fortzog. »Du biſt ſchön und würdig geliebt zu werden! Aber Eugen von Birken verdient Dich nicht; er iſt ein Mann mit abgenutztem Herzen, der die Liebe für einen Zeitvertreib nimmt, jeder ächten Leidenſchaft unfähig. In den Soiréen, die wir zuſammen bei Deiner Tante zubrachten, hat ſein Mund Dir tauſend Süßigkeiten geſagt, die Dir zu Herzen gingen, Helene. Du ließeſt Dich hinreißen und verführen. Ich beobachtete Dich und ſah, wie Du bei der Berührung ſeiner Hand erbebteſt. Helene, Helene! das Herz dieſes Mannes iſt nicht mehr jung, er kann nie die Liebe erwidern, von der Deine jungfräuliche volle Seele überſtrömt. Verbanne dieſe Leidenſchaft. Die

Eigenliebe ist die mächtigste Gegnerin der Liebe. Bleib' hier, Du sollst alle seine Geständnisse und Schwüre hören; Du wirst grausam leiden, aber gründlich geheilt werden.«

»So liebt er Dich?« rief Helene händeringend.

»Wie er Dich liebt und so viele Andere ... vielleicht etwas mehr, weil ich abreise und er mich zu verlieren fürchtet.«

»Und Du liebst ihn ... da Du ...«

»Da ich zu diesem Rendezvous gehe? ... sprich es aus ... In der That, der Schmerz hat Dir die Logik verrückt. Liebte ich ihn ernstlich ... glaubst Du dann, es würde mir lieb sein, daß Du bei dieser Zusammenkunft gegenwärtig seist? Verlangt die Liebe nicht das Geheimniß? ... Treibt sie mit dem Verrathe ihr Spiel? ... Doch, ich höre unsern Helden den Kahn anbinden; er ist im Begriff, über die Mauer zu steigen ... Ich gehe auf die Terrasse. Wenn Du es für gut findest, komm zu uns ... ich erlaube Dir diese kleine Rache. Auf Wiedersehn!«

Helene lächelte, als wollte ihr das Herz brechen.

Rasch und leicht stieg Caroline die Terrasse hinauf. Eugen von Birken befand sich schon dort; er war ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, interessantem Gesicht und vornehmer Haltung. Als

er Carolinen erblickte, eilte er ihr entgegen und sagte, indem er ihre Hand ergriff:

»Wie gütig sind Sie, Caroline!«

»Gestehen Sie, daß Sie nicht darauf rechneten.«

»Ich hoffte es,« sagte er mit leidenschaftlicher Stimme, indem er sie sanft niederzog. »Wie kommt es, daß ich in Ihrer Nähe mir wie ein Kind erscheine?«

»Es ist sonst nicht eben Ihre Gewohnheit, vor einer Frau zu zittern, nicht wahr?«

Eugen lächelte geschmeichelt, und antwortete:

»Es ist wahr, ich finde es pikanter, sie vor mir zittern zu sehen.«

»Es scheint mir,« sagte Caroline lachend, »als wollten Sie mit Ihren glücklichen Abenteuern prahlen. Sie müssen zugeben, daß das hier am unrechten Ort sein würde.«

»Caroline! sind wir denn hier in Gesellschaft?« fragte er lebhaft. »Diese Kälte! . . . horchen Sie!« sagte er plötzlich, während er sie auf die Stirn küßte.

In diesem Augenblicke ließ sich in den Blättern unter der Terrasse ein leises Rauschen vernehmen.

»Was ist das?« flüsterte Eugen horchend . . . »Belauscht man uns?«

Er erhob sich, um nachzusehen, aber Caroline kam ihm zuvor, indem sie ihm befahl, ruhig zu

bleiben. Bald kehrte sie zurück, und gab ihm die Versicherung, daß sie allein seien. Die junge Frau hatte gesehen, wie Helenens Augen im Dunkel in einem übernatürlichen Glanze leuchteten.

»Hören Sie mich an,« fuhr Eugen fort; »reisen Sie morgen ab, so folge ich Ihnen. Ich weiß nicht, welches Zaubers Sie sich bedient haben, Caroline, aber Sie haben mich vor Liebe zu Ihnen wahnsinnig gemacht; ohne Sie zu leben, wäre mir unmöglich . . .«

»Für diese Viertelstunde?«

»Für immer!«

»Für immer . . . Ah! . . . und mein Mann?«

»Was kümmert mich der! . . . Mich lieben Sie, ihn nicht. Ich tödte ihn, wenn er unser Bündniß argwöhnt.«

»Das erfordert viel Ueberlegung, und vor Allem . . . bis jetzt habe ich Ihnen noch nicht gesagt, daß ich Sie liebte. Sie gefallen mir, sonst nichts.«

»Viel Ehre für mich,« antwortete Eugen. »Ich meinte, Ihnen etwas mehr eingeflößt zu haben.«

Als Caroline sah, daß sie ihn beleidigt hatte, und doch diese Scene auf solche Weise nicht endigen wollte, fuhr sie fort:

»Und dann . . . glauben Sie, der Sie mir so oft und so heiß von Liebe redeten, glauben Sie selbst,

daß ich auf die Liebe, welche ich Ihnen einflöße, stolz sein kann?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich rede nicht von der Vergangenheit, die mir Rivalinnen ohne Zahl bieten würde ... das ist eine allzu einfältige Art, sich zu quälen ... sondern von der Gegenwart: — bin ich die Einzige in Ihrem Herzen?«

»Ich mag nicht lügen,« antwortete stolz der junge Mann; »Sie sind die Einzige, welche ich liebe, aber nicht die Einzige, der ich es sage.«

»Wirklich! Und das nennt Ihr Männer: — beständig aber untreu sein. Jetzt kann ich sagen: Viel Ehre für mich.«

Der junge Mann schrieb diese Worte der Eifersucht zu.

»Ich liebe Sie, was kümmert mich alles Andere!« rief er, und warf sich vor ihr auf die Knie. »Warum so kalt und fremd, Caroline? ... Das Leben enteilt! Lassen wir die Vergangenheit und die Zukunft ... uns lacht die Gegenwart! ... Die Gegenwart bietet Liebe und Wonne ... siehe mich hier zu Deinen Füßen!«

»Die Tirade ist nicht übel,« dachte Caroline; dann sagte sie mit lauter Stimme: »Wenn Helene uns hörte!«

»Was reden Sie von Helene?« antwortete er,

etwas befangen. »Wie kommt es, daß Sie dieser lebendigen Elegie gedenken, der ein Mann nur Aufmerksamkeit schenkt, wenn er nichts Besseres zu thun hat. Liebe ich denn nicht Dich, meine Caroline!«

»Nein, mein Herr, Helenen! Sie haben es ihr gesagt durch Blick und Liebesseufzer. Hüten Sie sich,« fügte Sie hinzu, indem Sie sich erhob, »es lebt eine Feuerseele unter dieser gebrechlichen Weiberhülle.«

»Kindereien! ... Eines Abends hatten Sie mich kalt empfangen, da ging ich zu ihr ... bloße Rache, ich schwöre es. Ich liebe das junge Mädchen nicht ... nicht mehr, als ich nach den Blumen frage, die sie mir heute gab,« fügte er hinzu, indem er die Blumen entblätterte. »Sehen Sie, wie die abgerissenen Blätter mit dem Strome dahin treiben.«

»Wie Ihre Liebschaften, mein Herr.«

Vom Fuß der Terrasse drang ein dumpfes Geräusch herauf.

»Aber es ist Jemand dort,« sagte Eugen, indem er auf den Ort zeigte, woher das Geräusch kam; »die Blätter bewegen sich, und doch weht kein Wind.«

Caroline kam ihm widerum zuvor, und sah Helene mit Todesblässe überzogen, und ganz in sich zusammengeknickt. Die junge Frau wurde von ei-

nem unwillkürlichen Zittern ergriffen, und kehrte zu Eugen zurück, indem sie ihm mit aufgeregter Stimme sagte, sie habe Niemand gesehen.

Jener glaubte, Carolinens Aufregung rühre von Furcht und von Verlangen her, drückte sie leidenschaftlich an sein Herz und sagte:

»Sie reisen morgen ab, Caroline ... und ich liebe Sie! ... und Sie lieben mich! ... Und ich soll auf Dich verzichten, nun Deine Aufregung mir verräth, daß Deine Seele in der erhabensten Entzückung schwimmt ... Wir sollten uns jetzt trennen ... jetzt! ... Das kannst Du nicht mehr, Caroline ... Du gehörst mir ... wahrlich, ich sage es Dir! ...«

In diesem Augenblicke erhob sich ein sonderbares Geräusch, wie ein Röcheln, vom Fuß der Terrasse.

»Und ich sage Ihnen,« rief Caroline in der heftigsten Aufregung, »daß uns Jemand hört ...«

Sie machte sich los von Eugen's Armen und eilte zu Helenen; in demselben Augenblicke aber schrie sie laut auf.

»Todt!« kreischte sie.

»Wer?« fragte jener erschrocken.

»Helene! ... Helene, mein Herr! ... Wir haben Beide mit der Liebe dieses jungen Mädchens gespielt, Sie, indem Sie ihr Herz belogen, ich,

indem ich sie heilen wollte ... O, es ist schrecklich! ... schrecklich! ...«

»Aber aus Liebe stirbt man nicht!«

»Sehen Sie ... hier!« rief die junge Frau dumpf, indem sie bei Helenens leblosem Körper nieder sank.

Beide blieben stumm vor Schmerz und Betäubung.

Es schlug zehn Uhr, die Nacht war still und rein, die Weiden und italienischen Pappeln säuselten zitternd. Man hörte nicht mehr den Gesang der Lerche, aber eine ferne Glocke klagte wie eine gemarterte Seele, und der Thau bedeckte Helenens Leichnam mit blitzenden Perlen.

Als man sie am folgenden Tage so fand, dachte man allgemein, das junge Mädchen sei am Boden eingeschlafen, dann, an sich schon schwach und kränklich, von der Frische der Nacht, die durch die Nähe und die Nebel des Stromes noch verderblicher geworden, durchdrungen und getödtet.

Der alte Fiedler.

I.

Es lebte in Paris ein Greis, den jeder gesehen hat. Sein Haar war nicht weiß, es war falb, falb und grün, wie das eines Meergottes. Er durchzog die Straßen mit einer alten Geige, auf der sich eine einzige Saite befand; und auf dieser einen Saite fiedelte er beständig. Man hörte nur einen Ton, aber dieser Ton war schrecklich; und er selbst durchschritt mit hoher Stirn und stolzem Blick majestätisch die Menge. Bisweilen hüpfte und lief er, zeigte einen sonderbaren Enthusiasmus, und erhob seine Stimme zu dem wirren Ton seiner Geige. Man nannte ihn den alten Fiedler ... es war ein armer Wahnsinniger.

Eines Tages verfolgten ihn die Kinder auf der Gasse, denn dieses Alter ist ohne Erbarmen; sie zerrten ihn an seinem Rocke, seinem grauen, zerrissenen Rocke; sie zogen ihn an seinem Haar, seinem

langen, langen falben Haare; aber hüpfend, singend, geigend setzte der Greis seinen Weg und seine Musik fort, ohne auf sie zu achten.

Die Kinder verfolgten ihn unaufhörlich.

Sie stießen ihn, die Geige entglitt seinen Händen und zersplitterte auf dem Straßenpflaster. Der alte Wahnsinnige blieb stehen, kreuzte die Arme ... zwei Thränen traten ihm in die Augen, und er stürzte todt nieder.

Man eilte zu ihm, hob ihn auf, zog ihn in ein Haus, entkleidete ihn, hielt ihm flüchtige Salze unter die Nase, und ließ einen Arzt holen. Der Arzt öffnete ihm eine Ader, aber es kam kein Blut, und da nun jede Hoffnung verschwunden war, so trug man ihn in einen Fiacre und brachte ihn mit seinen Lumpen nach der Morgue.

Der junge Mann, der ihn hatte in sein Haus schaffen lassen, sah, noch in Gedanken über diesen Vorfall vertieft, zu seinen Füßen einen seidenen Beutel mit einem schwarzen Bande liegen. Er raffte ihn auf, untersuchte ihn, öffnete ihn ... und fand darin Haare, einen Ring und ein zusammengeschlagenes Papier. Alles dieses mußte schon lange Zeit darin gewesen sein. Der Ring war verrostet und das Papier an mehrern Stellen von Schweiß zerfressen. Die Buchstaben waren roth geworden,

und die Schriftzüge fast unleserlich. Mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, Folgendes zu entziffern.

II.

... Die Geige hat eine Seele ... sie ist der König, der Gott. Singt sie, so hat sie eine Stimme wie die der Menschen, und kann einen Ton verlängern, anschwellen und verhallen lassen, denn ihre Stimme kommt aus dem Herzen, wie die der Menschen. Die Geige hat eine Seele.

Ihre Gestalt ist lieblich, wie die des Schwans. Die vibrierende, klingende Luft scheint ihre Brust zu durchzittern, und ihr schlanker, zarter Hals beugt sich liebend unter den Fingern des Künstlers: — ich bete Dich an, o meine Geige!

Welches ist das Land Europa's, in welchem man unter dem schönsten Himmel am Meisten liebt? ... Italien! ... Correlli, Tartini, Pugnani, Viotti sind italienische Namen. Das Reich der Geige wird mit dem der Liebe, ihre Gottheit mit der des Herzens schwinden.

Höre denn auf, ein Gott zu sein.

III.

5. Juli 1803.

. . . Ich bin am 12. November 1775 geboren, und achtundzwanzig Jahre alt . . . o mein Gott, ja! Mein Vater war Krämer, und ich ging mit meinem Bruder bei den ehemaligen Mönchen der Rue du Bac in die Schule. Ich erinnere mich noch der kleinen Kirche, und der Orgel, welche sie begleitete, wenn sie in ihren weißen Chorhemden sangen. Diese Gesänge und diese Orgel setzten mich in Entzücken; bisweilen weinte ich, und kam in träumerischem Sinnen nach Hause.

Mein Bruder begriff nichts von diesen Wonnen. Sein Vergnügen war, harte Thaler in seiner Schublade klingen zu hören. Er machte sich zum Commissionair der Schulkinder. Er stahl Rosinen, Feigen, Bonbons aus dem Laden meines Vaters, und verkaufte sie unsern Cameraden, als ob er sie selbst gekauft habe. Dadurch hatte er sich endlich einen kleinen Schatz zusammengescharrt.

Eines Tags marschirte bei hellem Sonnenschein ein Regiment durch die Gassen. Die Trommeln wirbelten; der Obrist ritt auf seinem hohen Pferde langsam voran, und die Flinten und Bayonnette funkelten und wogten, wie ein Aehrenfeld von Stahl. Plötzlich spielte die Musik einen Marsch von Gluck . . .

Mein Kopf wirbelte ... Ich folgte der Musik; Clarinette und Hautbois machten, daß ich vor Freude lachte; bei den Schlägen der Kesselpauke sprang ich empor; bei dem Schmettern der Trompeten erhob ich stolz mein Haupt, nahm eine kriegerische Miene an, betrachtete die Soldaten, und schlug in die Hände bei dem Schrillen der Pickelflöten.

Ich begleitete das Regiment ... der Obrist hatte mich bemerkt ... Er ließ mich zu sich kommen, brachte mich zum Plaudern, und ergötzte sich an meinem naiven Geschwätze. Am folgenden Tage trat er in den Laden meines Vaters.

»Der Bursche muß ein Musiker werden,« sagte er; »ich nehme es auf mich. Gavinies soll ihm Unterricht geben.«

IV.

6. Juli 1803.

Zwei Tage später ging ich nicht mehr zu den Mönchen der Rue du Bac, hörte nicht mehr ihre Kirchengesänge. Ich hatte ein Notenheft vor den Augen, und studierte den Werth der ganzen, halben und Viertelnoten, der Kreuze und Doppelkreuze.

So trat ich in die Welt der Musik ein.

Herrlich war es, als meine Finger zum ersten Male eine Geige berührten.

Ich lag wie auf der Folter; alle meine Muskeln waren angespannt; die Saiten drangen mir in das Fleisch; mein Bogen zog Töne aus der Geige, die mich durchschnitten. Genie ist erforderlich, um ein guter Musiker, aber Heroismus, um ein guter Violinist zu werden.

Endlich, endlich, nach langer Anstrengung, ließ Gaviniès mich ein Quartett spielen. Nie werde ich die Empfindungen vergessen, welche an dem Tage mich bestürmten. Ich spielte die erste Geige; Gaviniès die zweite; Geminiani die Bratsche und Levasseur das Violoncello. Rousseau war nicht mehr entzückt bei der Aufführung seines Devin de Village, als er rings umher ein Gelispel der Frauen vernahm, die ihn schöner dünkten als Engel, und sich halblaut zuflüsterten: — das ist schön, das ist entzückend; kein Ton, der nicht zum Herzen dringt. Es gab Augenblicke, wo ich hätte aufhören mögen, um die prachtvolle Harmonie der Begleitung zu hören, welche unter mir wie Meereswogen dahin rollte und mich auf ihrer Fläche trug. Das Quartett war abscheulich; aber ich war trunken und sah hundert Wunder, wo ich jetzt kein einziges finden würde.

Der gute Oberst war bei dem Concert zugegen; er war entzückt über mein Talent, und nannte mich

seinen kleinen Gavinies. Nun sollte ich die Harmonie studiren, und wurde Tartini Rameau übergeben.

V.

8. Juli 1803.

Im Jahre **1790** war ich Violinist in der königl. Akademie der Musik, von welcher Jean Jaques Rousseau in seinem Dictionnaire in folgenden wenig ehrerbietigen Worten redet:

»Ich werde über dieses berühmte Institut nichts weiter sagen, als daß es von allen Akademien des Königreichs und der Welt ohne Zweifel diejenige ist, welche den meisten Lärm macht.«

Mein Vater war todt, mein Bruder hatte sein Geschäft übernommen, und der Oberst war der Beschützer der ganzen Familie geworden. Das königliche Wappen schmückte unsern Laden ... Mein Bruder war einer der ersten Spezereienhändler von Paris.

Ich besuchte ihn bisweilen, aber er that mir wehe. Ich fand in ihm nur einen rechnenden Automaten. Kein Strahl, kein Funke, nichts unter der linken Brust. Er wußte genau, was Pfeffer

und Canehl in Bourbon oder Calcutta kosteten, schaute aber nie die Sonne und die Sterne am Himmel an. Setzte ich den Fuß auf die Schwelle seiner Thür, so war es mir, als träte ich aus einer milden Atmosphäre in ein Eisbad. Meine Liebkosungen entrissen ihm kein herzliches Wort, und sprach ich von meinen entzückenden Träumen, so fragte er, wie viel ich den Tag über verdiente.

Indeß gingen in Frankreich wichtige Begebenheiten vor. Man guillotinirte auf dem Revolutionsplatze die Aristokratie der Geburt, und vergötterte im Pantheon die des Genies und des Talents. Millionen von Menschen stimmten laut die Marseiller Hymne an. Ich weiß nicht, welches Uebermenschliche sich am Horizont aller Künste zu zeigen begann. Die Musik wurde, wie im Alterthum, wieder eine Gottheit. Sie trat mit dem Fuße auf die Erde, und Battaillone sprangen daraus hervor. Sie warf den Glauben in die Brust der Menge, und lehrte sie Verachtung der Qualen und des Todes.

Ich begriff jetzt die erhabenen Gestalten des Orpheus, des Amphion und Tyrtäus. Die Kunst hörte für mich auf, eine Schauspielerin, eine müssige Unterhalterin zu sein. Sie erschien mir wieder als das, was sie im Mittelalter war, ein Missionair, ein Apostel, ein Gott!

VI.

9. Juli 1803.

Das waren meine Träume, meine Arbeiten. Auch mein Bruder sah gar Vieles in der Revolution, aber nicht das Nämliche als ich.

Der Oberst, welcher uns Beide bereichert hatte, ihn mit Gold, und mich mit dem Wenigen, was ich wußte, besuchte ihn eines Tages. Er hatte Gold, viel Gold, war im Begriff, Frankreich zu verlassen, und bat meinen Bruder, ihm diese Schätze aufzubewahren. Mein Bruder schaute das Geld an, zählte es, verschloß es sorgfältig, und sagte dem guten Oberst Lebewohl. Dann begab er sich in das Communehaus und denuncirte ihn. Der Oberst wurde guillotinirt. Ich wurde von seinem Blute bespritzt und fluchte seinen Henkern; denn ich wußte nicht, daß unter ihnen mein Bruder war; das erfuhr ich erst später. Mein Bruder bemächtigte sich des ihm anvertrauten Goldes. Die Güter des Obersten wurden auf Befehl der Nation verkauft ... er kaufte sie für ein Spottgeld. Es war die Zeit der Assignaten; baares Geld hatte einen außerordentlichen Werth, und mein Bruder wußte das, was er gestohlen hatte, geltend zu machen. Er speculirte auf Korn und Hungersnoth, und übernahm die Fouragelieferung für die Armee. Er ließ die Solda-

ten ohne Brot und ohne Kleidung, und ließ sich von der Republik bezahlen, als habe er jene gekleidet und genährt. Er verdiente von zwei Dingen eins: — den Galgen oder Millionen. Ihm wurden die Millionen zu Theil. So ging es damals her.

VIII.

10. Juli 1803.

Ich war der beste Violinist Frankreichs geworden; erschien ich in einem Concerte, so bebte die Menge vor Bewunderung. Eines Abends hatte ich ein Concert von Viotti gespielt, und schritt durch den Saal, von Lobsprüchen überhäuft, die jeder an mich richten zu müssen glaubte, als ich ein junges Mädchen bemerkte, das mich schweigend, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck himmlischer Unschuld und Entzückung ansah. Sie war blaß, hatte große, tiefe, geheimnißvolle Augen, und ihr Lockenhaar, ihr antik drapirtes Kleid machten sie einer Dienerin der Diana oder einer Priesterin im Tempel des Apollo ähnlich.

Man hat viel gegen die Liebe geredet, welche bei dem ersten Anblick entsteht. Gabriele erfüllte mich anfangs mit Bewunderung, und bald em-

pfand ich, daß ich nicht leben könnte, ohne sie zu sehen.

Ich erkundigte mich nach ihrem Namen. Sie war die Tochter eines Pferdehändlers, der sich von den Geschäften zurückgezogen. Für mich war sie weder arm noch reich, aber entzückend schön, und ich ... toll!

Ich sah sie öfter in Gesellschaften und redete mit ihr. Ich wußte, daß sie musikalisch war, daß sie das Piano spielte, und bat um Erlaubniß, sie accompagniren zu dürfen; sie willigte ein. Meine häufigen Besuche schienen ihren Vater glücklich zu machen; denn damals hielt man die Kunst für ein Adelsdiplom, und nicht für den Fluch des Paria.

Fast zu allen Zeiten hat man die Künstler aus dem gewöhnlichen Leben hinausgestoßen. Sie scheinen eine untergeordnete Kaste zu bilden, die man anbetet und der man Weihrauch streut, die man aber durch Heirath oder Verwandtschaft sich näher zu bringen erröthen würde.

Die französische Revolution, welche alle die gemachten Superioritäten der Geburt gestürzt und alle Vorrechte des Rangs oder Geschäftes ausgelöscht hatte, erschuf jene herrlichen Aristokratieen des Talents und der Tugend, welche in den Augen Gottes die einzigen wirklichen sind.

Vestris, der Tänzer, und Garat, der Sänger,

gingen mit den Eminenzen jener Zeit als mit Ihresgleichen um. Der Gott des Tanzes reichte allen diesen Göttern des Krieges, welche Europa erschreckten, die Hand, und diese gigantischen Aristokratieen der Republik verstanden einander.

Ich war also für meine Angebetete und ihren Vater nicht ein Geigenspieler, nicht ein Musiker; ich war ein Mann des Genies, geadelt durch den Gedanken. Sie sahen meine Besuche mit Stolz.

VIII.

11. Juli 1803.

War ich mit meiner Gabriele allein, so schwiegen Geige und Piano: — unsre Musik war göttlicher, wir redeten von Liebe; denn sie hatte errathen, daß ich sie liebte.

Um die Zeit fand das berühmte Diner von Versailles statt. Die Elite der Künstler in Paris gab den drei Consuln und den Ministern der Republik ein Bankett. Bonaparte, Cambacérès und Lebrün tanzten mit bürgerlichen Mädchen.

Ich zog mich früh zurück, und brachte den Abend bei dem Vater meiner Geliebten zu, wo ich wie Jupiter bei Philemon empfangen wurde. Ich er-

zählte von dem Feste; alle Augen waren auf mich gerichtet: — der consularische Purpur schien sich an meinen Kleidern abgefärbt zu haben.

Ich sprach von Heirath ... der Vater war überglücklich. Mit unaussprechlicher Anmuth schlug Gabriele die Augen nieder. Hoch hob sich ihre Brust, und ihr schöner Hals, so lang und so weiß, neigte sich wie der eines Schwans. Als ich ging, nahm ich einen Ring mit und eine Locke von dem schönsten Haare der Welt.

IX.

12. Juli 1803.

Einige Tage nachher ward von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Bürger Talleyrand, dem ersten Consul ein Fest gegeben, wozu auch ich eingeladen wurde. Der Ball war prächtig. Alle die großen Säle des Hotel Gallisset strahlten von Wachskerzen und Diamanten. Unsere bewunderten Schönheiten, die Bürgerin Tallien, die Bürgerin Gamelin, der elegante Tänzer Trénis, der göttliche Vestris, und tausend Andere, und unter diesen Tausenden mein Bruder,

glänzten daselbst wie die Feen und Genien in einem Palast, aus »Tausend und eine Nacht.«

Als es zum Souper gehen sollte, bot der Gott des Tanzes, der bis zu diesem Augenblicke von allen Eingeladenen wie ein Gott behandelt war, graziös der Bürgerin Tallien die Hand, um sie in den Speisesaal zu führen. Da kam der Bürger Talleyrand mit den Worten auf ihn zu, die Tafel für die Artisten sei in einem andern Salon servirt. Vestris blieb betroffen stehen, mein Bruder reichte der Bürgerin die Hand, und ich folgte Vestris an den Tisch der Parias.

X.

13. Juli 1803.

Als ich am folgenden Tage den Vater meiner Angebeteten besuchte, wurde ich kalt von ihm empfangen. Die aristokratische Reaction des Bürgers Talleyrand war aus dem Hotel des Ministers in das Haus des Ex-Pferdehändlers gedrungen.

Gabriele trat ein, erröthete, schlug die Augen nieder, schien verlegen, that, als verstehe sie die Anspielungen auf unsere Vermählung nicht, und redete mit einer eisigen ceremoniellen Höflichkeit von

gleichgültigen Dingen. Ich ging, den Tod im Herzen.

Ich schrieb ihr einen tollen Brief, worin ich sie an Alles erinnerte, was sie mir gesagt, an Alles, was sie mir gegeben, an Alles, was sie mir geschworen, an unsere langen Liebesplaudereien, an ihren Ring, an ihre Haare, an unsere Verlobung und an das Wohlwollen, mit dem ihr Vater unser Geständniß aufgenommen.

Ich erhielt keine Antwort.

Ich ging zu ihr: — man sagte mir, sie wäre ausgegangen, noch zwei-, dreimal ging ich hin, verschaffte mir endlich Eintritt, und fand ihren Vater.

»Mein Herr,« sagte er, »Sie haben Ihren Kopf mit tollen Hirngespinsten angefüllt. Sie hielten für Liebe, was nur ein kindischer Enthusiasmus für Ihr Talent war. Meine Tochter kann nie die Ihrige werden, ich habe andere Absichten mit ihr, und sie selbst . . .«

Ich hielt es nicht mehr aus, und warf ihm vor, was er mir am Tage des Banketts von Versailles gesagt. Ich weinte vor Wuth, und erinnere mich nur noch, daß seine Thür sich mit den Worten hinter mir schloß:

»Meine Tochter ist zu gut, um die Gattin eines Fiedlers zu werden.«

Zwei Monate später heirathete seine Tochter

einen Strumpfhändler. Ich wurde nicht zurückgesetzt, weil ich zu arm war; meine Geige brachte mir mehr ein, als meinem glücklichen Nebenbuhler sein Handel. Aber der Vater hatte sich dadurch, daß er seine Tochter einem Artisten gab, herabzusetzen geglaubt, und hielt die Ehre seines Namens aufrecht, indem er sie mit einem Strumpfkrämer verheirathete.

In demselben Monat heirathete mein Bruder das Fräulein von *****, Tochter des ehemaligen Marquis von *****, und Nichte des Obersten.

XII.

So bestiehlt also von zwei Brüdern der eine seinen Vater und seine Cameraden, bestiehlt und mordet seinen Wohlthäter, bestiehlt die Republik, und wird für würdig gehalten, die Tochter eines ehemaligen Marquis zu heirathen; der andere weiht sein ganzes Leben einer erhabenen Beschäftigung, nährt seine Seele mit edlen Hoffnungen und hohen Gedanken, wird einer der ersten Künstler seiner Zeit, und ist nicht würdig, der Rival eines Krämers zu sein.

Und doch rinnt dasselbe Blut in den Adern Beider! Also nicht mehr die Geburt macht den Paria,

sondern das Geschäft. Man verdient sich jetzt die Ritterſporen dadurch, womit man sich ehedem den Galgen verdiente, während man durch Genie und Kunst erniedrigt wird ...

Ich kann nicht weiter ... der Kopf will mir zerſpringen ... denn ich liebe Dich, o Gabriele! ...

Ein Abenteuer in Braunschweig.

I.

—»Folgen Sie mir! . . .«

Zum zweiten Male schon waren diese Worte innerhalb weniger Minuten an mich gerichtet, und ich beschloß, mich nach dem Frauenzimmer zu wenden, welches sie mit leiser Stimme ausgesprochen.

Es bedurfte für einen jungen Mann von sechsundzwanzig Jahren nur geringer Anstrengung der Phantasie, um aus den Worten:

»Folgen Sie mir!« einen ganzen Roman aufzubauen. Spricht ein Weib dieselben aus, so liegt ein ganzes Abenteuer darin. Wie machen sie das Herz schlagen in dem Lande der Mantillen und Serenaden! in dem schönen Lande, wo schwarze Augen hinter grünen Jalousieen blitzen! Wie süß klingen sie da, wo duftende Nächte den heißen Tagen folgen, wo das Dunkel die Leidenschaften nährt, welche die

Sonne entzündete! Worte der Liebe, Entzückungen und Küsse zwischen einem Crucifix und einer Madonna! ein Rendezvous, auf den Lagunen gewiegt, oder liebliche Gesänge, die sich mit dem Schalle der Ruder auf dem funkelnden Golf von Neapel mischen! ... das Alles enthalten und verheißen diese beiden Worte ... in Spanien, in Italien ... — aber in Braunschweig! ... an einem düstern Octoberabende, mitten in dem wirren Geräusch am Ausgange des Theaters, als die Vorstellung beendigt war; zwischen dem verführenden Luxus und dem verderbten Elend, zwischen einem nebligen Himmel und einer naßkalten Erde, zwischen Regen und Straßenkoth verschwindet jede Illusion, erlischt alle Poesie, und dennoch war es grade Braunschweig, wo der Roman begann, im Herzen der Stadt, in ihrem lebhaftesten Viertel, am Hagenmarkte, in der Nähe des Theaters.

»So folgen Sie mir doch!« wiederholte dieselbe Dame, indem sie an mir vorüberging. Ich that, was sie wünschte. Dieses, wie die beiden ersten Male, kam sie vom Bohlwege und ging nach der Stecherstraße zu. Bei dem Lichte der hell brennenden Laternen betrachtete ich sie genauer, und fand es verzeihlich, daß ich dieser Versuchung nachgab. Der Gang der Dame war bescheiden, selbst schüchtern. Sie schien eher vor mir zu fliehen, als daß

sie mich führte. Ein Hut mit schwarzem Schleier bedeckte völlig ihr Gesicht, und ein über ein elegantes Kleid geschlagener Shawl verhüllte ihren Wuchs. Ohne still zu stehen, ohne umzuschauen, ging sie die Höhe, den Sack, die Schuhstraße entlang, bis zum Kohlmarkte, und wandte sich dann so schnell rechts, daß ich sie eine Weile aus dem Gesichte verlor; bald aber fand ich sie in dem Augenblicke wieder, als sie die Schützenstraße verließ, um links in die Neue Straße einzubiegen, und folgte ihr dann durch die Kaffeetwete nach der Breitenstraße. Nachdem sie hier eine Weile fortgegangen, blieb sie stehen: — ich näherte mich ihr. Es war ziemlich finster; der Schein einer Laterne fiel auf das Pflaster und an die hohen, dunkeln Häuser, und bildete um uns her eine Art Dämmerung. Dennoch trug meine Unbekannte Sorge, sich so zu stellen, daß diese zweifelhafte Helle ihr Gesicht nicht treffen konnte. Als ich meine Hand auf ihren Arm legte, bemerkte ich, daß sie zitterte.

»Sie befahlen mir, Ihnen zu folgen,« sagte ich, »und haben Furcht vor mir?«

»Nicht vor Ihnen,« antwortete sie; »aber ich glaubte so eben, dort an jener Ecke erkannt zu sein.«

»Von wem denn?«

»Sollten Sie es wissen, so würde ich es Ih-

nen gesagt haben, ohne Ihnen die Mühe zu machen, danach zu fragen.«

»Ich danke Ihnen für die Lehre. Aber so schlimm meine Frage auch aufgenommen wurde, muß ich mir dennoch eine andere erlauben ... Werden wir hier stehen bleiben?«

Statt aller Antwort nahm sie meinen Arm; wir gingen noch eine Weile, und hielten dann vor einem großen Hause von anständigem Aeußern, doch düster und traurig. Die Thür stand bereits offen; es schlug zehn Uhr, als sie sich schloß, und uns in der vollkommensten Dunkelheit ließ. Ich stieß an die erste Stufe der Treppe. Nachdem wir tastend und suchend zwei Etagen hinaufgestiegen, blieb ich stehen. Grabesstille herrschte in dem ganzen Hause.

»Verlassen Sie jetzt das Geländer,« sagte sie leise; »die Treppe ändert die Richtung ... Wir müssen uns links wenden. Geben Sie mir die Hand.«

Ich streckte den Arm aus, und begegnete ihrer Hand, die ich heftig drückte.

»Sie thun mir wehe.«

»Wohin führen Sie mich?«

»Um Gotteswillen, reden Sie nicht so laut.«

»Weshalb dieses Geheimniß?« fuhr ich in demselben Tone fort. »Ich gehe keinen Schritt weiter, bevor ich weiß ...«

Ihre andere Hand, die ohne Handschuh war, verschloß mir den Mund.

»Wie! Sie fürchten sich,« sagte sie, »Sie fürchten sich, weil sie mit einer Dame allein sind!... Schämen Sie sich.«

»Nein, bei Gott! ich fürchte mich nicht.«

»Warum zaudern Sie denn?«

Ich wußte nichts darauf zu erwidern, behielt die nicht behandschuhte Hand in der meinigen und ließ mich führen. Wir stiegen noch eine steile schmale Treppe hinauf. Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche, und öffnete die Thür eines Zimmers, durch welches sie mich hindurchzog; dann blieb sie zu meiner größesten Freude stehen.

Wie sehr ich meine Augen auch anstrengte, suchte ich doch vergeblich, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden. In einer Ecke des Zimmers zeigte ein schwaches, weißliches Licht mir den Ort an, wo sich das Fenster befand. In der Hoffnung, daß meine Augen sich allmälig an diese Dunkelheit gewöhnen würden, wartete ich einige Augenblicke. Aber ich sah nichts, nicht einmal die Dame, deren Hand ich noch immer in der meinigen hielt. Ich wollte sie an mich heranziehen; sie aber riß sich lebhaft von mir los, trat ein Paar Schritte zurück, und sagte:

»Keine Vertraulichkeiten, Herr Doctor, ich bitte darum.«

»Verzeihung, Madame; bekennen Sie jedoch, daß der Anschein . . .«

»Mich verdammt, ich weiß es, und das ist Grund genug, daß mein Benehmen ihn nicht rechtfertigen darf.«

»Ich hoffe wenigstens, Madame, daß Sie auf ein Mittel gedacht haben, uns Licht zu verschaffen.«

»Nein, mein Herr.«

»Wie! ich soll nicht erfahren, mit wem ich rede?«

»Sie werden es nicht erfahren.«

»Auch Ihr Gesicht nicht sehen?«

»Nie!«

»In dem Falle, Madame, entferne ich mich.«

»Sind Sie überzeugt, daß Sie sich entfernen können, mein Herr?«

»Man hat mir also eine Schlinge gelegt?«

»Sie sehen überall Gefahr.«

»Im Gegentheil, Madame, ich sehe gar nichts.«

»Was brauchen Sie zu wissen, ob ich jung oder alt, häßlich oder schön bin?«

»Sie sind jung.«

»Wer sagte Ihnen das?«

»Der Ton Ihrer Stimme, die Elasticität Ihres Ganges, die Hand, welche ich in der meinigen drücke.

Dazu kommt, daß ich Sie gesehen habe, Madame.«

»Wann denn?«

»Vorhin, als Sie sich mir zum dritten Male näherten. Ganz mit dem Antrage beschäftigt, den Sie mir machen wollten, achteten Sie nicht darauf, daß ich den Kopf nach der Seite gekehrt hatte, von wo Sie kamen, und daß das Licht der Conditorei, vor welcher ich stand, Ihr Gesicht beschien.«

Diese ohne Anstoß ausgesprochene Lüge schien mir über sie einen Vortheil zu geben, den ich mich zu verfolgen anschickte, als sie mich durch die Frage unterbrach:

»Bin ich braun oder blond?«

Und als sie sah, daß ich mit der Antwort zögerte, fügte sie spöttisch hinzu:

»Sie wissen vielleicht gar auch meinen Namen?«

»Vielleicht!« antwortete ich wie ein Einfaltspinsel.

»Ich ... ich weiß den Ihrigen. Soll ich ihn Ihnen nennen?«

»Lieber wäre es mir, Sie sagten mir etwas, dessen ich im Voraus minder gewiß bin.«

»Wohlan, es sei, mein Herr ... Ich liebe Sie nicht, und werde Sie nie lieben.«

»Sehr verbunden, Madame. Wenn Sie mich dieses Geständnisses wegen drei Etagen heraufsteigen

ließen, so wäre es barmherziger gewesen, es nur gleich unten zu sagen, und eben so geistreich, es mir schriftlich, ohne Unterschrift, zuzusenden.«

»W.....straße, Nr...., nicht wahr?«

»Ja, dort wohne ich, Madame.«

Eine Pause trat ein.

»Madame,« sagte ich endlich, »ich weiß nicht, wer Sie sind, und was Sie von mir wollen; ich weiß nicht einmal, ob ich wirklich mit Ihnen allein bin, ob sich nicht in irgend einem Winkel dieses Zimmers ein unsichtbarer Zeuge dieser sonderbaren Unterhaltung befindet; was aber auch geschehen möge, ich werde diesen Ort jedenfalls klüger verlassen, als ich ihn betrat. Sie müssen sich erklären.«

»Eben wollte ich Ihnen den Vorschlag machen. Setzen Sie sich.«

»An die Erde, Madame?«

»Nein, auf den Sopha, zu Ihrer Rechten.«

»An Ihre Seite?«

»Ich sitze Ihnen bereits gegenüber.«

»Ich bin bereit, Sie zu hören.«

Ein abermaliges Schweigen.

»Ich muß Sie zuvörderst wegen eines Verdachts beruhigen, den Sie eben geäußert haben,« sagte sie dann, »und schwöre Ihnen auf meine Ehre, daß wir hier allein sind. Niemand hört uns, und wenn

Einer von uns von der Discretion des Andern abhängt, so bin ich es. Sie können ungestraft Gewalt gebrauchen, können sich weigern, dieses Zimmer vor Tagesanbruch zu verlassen, mich zwingen, bei Ihnen zu bleiben, und mich dann nach Gefallen in das Verderben stürzen.«

»Sie in das Verderben stürzen, Madame!«

»Wie könnte ich vor der Welt solch ein tête-à-tête entschuldigen, wenn Sie es ausplauderten? Das wäre aber ehrlos von Ihrer Seite gehandelt, nicht wahr, mein Her?«

»Gewiß!... auch ist es mir nie in den Sinn gekommen, dieses zu thun.«

»Ich darf also auf Ihr Stillschweigen rechnen? Hätte Sie heute Abend zufällig Jemand mit einer Dame gehn, mit ihr stehen bleiben sehen, würden Sie diesen Umstand leugnen, so unbedeutend er auch scheint, so gewöhnlich er in einer Stadt, wie Braunschweig sein mag?«

»Ich kann in diese Bedingung eingehen. Aber wenn ich Sie irgendwo treffe, wenn ich Sie an dem Klange Ihrer Stimme erkenne, wird es mir dann erlaubt sein, Sie, aber Sie allein, an diese sonderbare Zusammenkunft zu erinnern?«

»Ich mag Ihnen diese Erlaubniß weder geben, noch abschlagen. Wir dürfen uns nie sehen, und

werden uns nur ein einziges Mal noch vielleicht wiederfinden.«

»Warum sagen Sie vielleicht?«

»Weil es nicht von mir, sondern von Ihnen abhängt.«

»Und was soll ich thun?«

»Die übrigen Bedingungen eingehen, welche ich Ihnen machen werde.«

»Ich verpflichte mich zu nichts, Madame, als Sie anzuhören.«

Der Stuhl oder Sessel, worin Sie saß, bewegte sich auf dem Fußboden des Zimmers. Ich wußte nicht, ob sie sich von mir entfernte, oder mir näher rückte, und erwartete, daß sie das Wort nähme.

»Seit einigen Tagen verfolge ich Sie, und suche Gelegenheit, heimlich mit Ihnen zu reden. Gestern bot sich mir eine solche dar, aber es fehlte mir an Muth; heute habe ich mich zu diesem Schritte entschlossen, denn die Zeit drängt, die Stunden sind gezählt für die Frau, die Sie für die unbeschränkte Gebieterin Ihrer Handlungen halten. Weigern Sie sich, meine Bitte zu erfüllen, so werde ich traurig bleiben, von einem einzigen Gedanken gequält, und, von Verlangen, Angst und Kummer verzehrt, vielleicht sterben. Sie wissen nicht, mein Herr, was ein Wunsch zu bedeuten hat, der in der Tiefe des

Herzens heranwächst, sich in alle Freuden drängt, um sie zu vergiften, alle Schmerzen verdoppelt, der Ihr Blut trinkt, und sich von Ihrem Leben nährt — ein Wunsch, der sich ohne Unterlaß zwischen Sie und die Welt stellt, der am Tage Ihnen in das Ohr redet, und des Nachts wie ein Phantom an Ihrem Bette sitzt. Das ist jetzt mein Leben, und um es glücklich zu machen, genügt es, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen, ohne zu fragen. Sie sind noch jung, und haben vielleicht noch nicht über die Bedeutung eines Eides nachgedacht. Ich rede nicht von den gewöhnlichen Betheuerungen, welche oft nichts sind, als die heilig gesprochenen Formeln der Lüge, als eine bequeme, officielle Art, die Wahrheit und seine Gedanken zu verhüllen: — was ich von Ihnen fordere, ist ein einfaches, ruhig gegebenes Versprechen, ein bloßes Wort, ernst und lange erwogen, bevor Sie es aussprechen, ein isolirtes Wort, welches nur von Ihnen zu mir geht, ohne Wurzeln in der Vergangenheit, und das Sie durch kein Band an die Zukunft knüpft. Das sind die Bedingungen, unter denen ich mich Ihnen mittheilen werde, und ich sage sie offen, denn es darf keine Ueberraschung, keine List zwischen uns stattfinden; Sie müssen sich blindlings, doch voll Vertrauen, mir hingeben, wie ich mich in Ihre Gewalt gab, wie ich Ihnen das Mittel bot, meinen Ruf zu ver-

nichten, wenn es Ihnen beliebt. Ja oder nein, mein Herr?«

III.

In diesem dunkeln Zimmer saß ich wie ein Blinder mitten in einer Welt, welche nur durch das Gemurmel rings umher für ihn existirt. Wacht aber einer unsrer Sinne allein, so scheint er durchdringender zu werden, und die Unthätigkeit der übrigen seine Kraft zu erhöhen. Das leiseste Geräusch machte mich aufmerksam und ließ mich erbeben. Ich entdeckte in den Biegungen dieser Stimme, die in dem Dunkel erklang, tausend flüchtige Nüancen, tausend Absichten, die vielleicht nicht existirten, oder die meine Augen am hellen Tage auf dem Gesichte dieser Frau nicht gelesen haben würden. Um mich in diesem Labyrinth von Subtilitäten zurechtzufinden, gab ich, ohne es selbst zu wissen, allen diesen Launen meines Geistes einen Körper, und einmal mit dem Schaffen im Zuge, machte ich erst dann Einhalt, als ich alle physischen Vollkommenheiten erschöpft hatte. Ich würde meinen Augen nicht getraut haben, hätte mir ein plötzlich in dieses Zimmer dringendes Licht eine häßliche Frau oder auch nur ein Weib von

gemeiner Schönheit gezeigt; ich hätte die Wirklichkeit für verschwunden gehalten, und vor dem wahren Bilde der Narr eines Irrthums zu sein geglaubt.

Sie wiederholte ihre letzte Frage und ich antwortete:

»Aber, Madame, unser Beisammensein ist ja noch nicht zu Ende. Um »Ja« zu sagen, reicht eine Minute hin: — bewilligen Sie mir noch eine Stunde, um mit Ihnen zu reden . . .«

»Wovon, mein Herr?«

»Es ist mir, als liebte ich Sie.«

»Im Ernst?«

»Ja, Madame.«

»Wie thöricht!«

»Vielleicht! . . . aber doch nicht sonderbarer, als Ihre Reden, Ihr Benehmen, als Alles, was mir begegnet ist . . . kurz, ich verlasse Sie nicht.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Mein völliger Ernst.«

Ich berechnete die Entfernung, welche uns trennen konnte, und erhob mich rasch, um an ihre Seite zu eilen; kaum aber war ich aufgestanden, als sie meinen Arm faßte, und mich gewaltsam niederdrückte. Dann setzte sie sich neben mich auf den Sopha, und sagte, ohne mir Zeit zum Reden zu lassen:

»Sie sind aufgeregter als ich.«

Damit ergriff sie meine Hand und legte dieselbe an ihr Herz, dessen Bewegungen in der That ruhig und regelmäßig waren, während das meinige heftig klopfte.

»Und doch müßte eigentlich ich zittern,« fuhr sie fort, »die ich einen vielleicht nur erfolglosen Widerstand leisten könnte ... wie Sie wenigstens glauben. Ich habe Sie für edel genug gehalten, daß Sie für den Dienst, um welchen ich Sie bitten will, keinen Lohn fordern würden ... ich habe mich getäuscht. Allein hören Sie. Es hängt von Ihnen ab, ob ich Sie eben so sehr hassen soll, als ich einen Andern liebe. Bedenken Sie das, mein Herr: — darin liegt das Geheimniß meiner Ruhe, die Aegide, welche mich schützt, und die jeden Mann von Ehre verpflichten muß, mir Achtung zu beweisen. Es giebt nur Eine Stimme auf Erden, welche mich ergreift, nur Eine Hand, bei deren Druck ich erbebe. Alles Andere redet eine Sprache, die ich nicht verstehe; jede andere Liebe gleitet über mein Herz dahin, wie die Sonnenstrahlen über den kalten Marmor. Haben Sie noch Lust, eine Statue zu lieben ... zu beleidigen?«

»Sie sind frei,« antwortete ich, von diesem kalten energischen Schlusse überwältigt und immer heftiger aufgeregt. »Fürchten Sie nichts. Ich weiß nicht, wer Sie sind ... werde nicht suchen,

es zu erfahren . . . werde morgen nicht an der Hausthür spioniren; aber wird die Erinnerung an diese geheimnißvolle Stunde je in mir erlöschen? . . . haben Sie mir nicht einen quälenden Traum gesandt, der meinen Schlummer stören und meine Ruhe vergiften wird?«

»Sie würden mich also lieben können?«

»Ich schwöre es.«

»Thörichtes Kind!« sagte sie. »Wissen Sie, was Sie wünschen? . . . Ein von Argwohn vergiftetes Leben. Ich möchte Ihnen einen Rath geben . . . Lieben Sie nie ein Weib, welches Ihnen sagt: — Mein Herz gehörte einem Andern. Ein Weib lebt nur dem Augenblicke; aber die Männer wollen auch über die Vergangenheit herrschen, belohnen Hingebung durch Vorwürfe, eine aufrichtige Liebe durch Zweifel. Wollen Sie glücklich sein, so lieben Sie nie ein Weib, dessen erste Liebe Sie nicht waren . . .«

»Wer lehrte Sie diese Geheimnisse?«

»Was thut's, woher ich sie weiß?«

»Und Sie lehren mich dieselben aus Mitleid?«

»Aus Theilnahme.«

»Geben Sie mir einen Beweis, einen schwachen Beweis . . .«

»Nun?«

»Nennen Sie mir Ihren Namen, damit ich ein Andenken an Sie habe.«

»Was ist ein Name, wenn er an nichts erinnert? . . . Jeder Liebende zieht den Namen der Geliebten allen Andern vor; aber ich . . . ich liebe Sie nicht, und morgen werden auch Sie mich vergessen haben.«

»Also selbst den Namen verweigern Sie mir?«

»Ja.«

Ich litt unsäglich; an die Stelle jeder Hoffnung, die ich verlor, trat ein neues Verlangen, und ich wurde an diese Frau durch den Aerger gefesselt, wie ich eine Andere um das geliebt haben würde, was sie mir bewilligte. Um jedoch endlich den abermals abgerissenen Faden unseres Gespräches wieder aufzunehmen, fragte ich:

»Und welchen Dienst fordern Sie von mir?«

»Mein Freund,« antwortete sie, und dieses Wort tönte in meinem Ohr wie der Rettungsruf bei einem Schiffbruch, »unsere Unterhaltung hat, Dank sei es Ihrer Sentimentalität, einen so ernsten, feierlichen Charakter angenommen, daß ich nicht mehr wage, von diesen metaphysischen Höhen hinabzusteigen, um eine an sich höchst einfache Bitte an Sie zu richten, die auszusprechen, wenige Minuten hingereicht haben würden, und die Sie, weil ich die-

selbe mit so viel Vorsicht und Heimlichkeit umgab, für eine lächerliche Laune halten werden.«

»Reden Sie, ich beschwöre Sie; ich gelobe Ihnen, allen Bedingungen zu gehorchen, welche Sie mir auferlegt, vorausgesetzt, daß, ist überhaupt Gefahr dabei, diese nur mich trifft.«

»Sein Sie unbesorgt; nichts von dem, was mich angeht, kann sie erreichen, noch diejenigen, welche Sie lieben. Sie haben vor einigen Wochen in einer Auction einen Schreibepult gekauft ... er ist jetzt Ihr Eigenthum ...«

»Ganz recht, Madame.«

»Sie kennen die plumpe Gestalt desselben, sein schlechtes Aeußere ... Können Sie glauben, daß mir dennoch dieses Möbel um keinen Preis der Erde feil gewesen wäre? ...«

»Nur zu gut. Ich selbst besitze einen alten Stiefelknecht, der mir heilig ist ... Ihren Wunsch errathe ich, und da ich nichts kenne, was mich zu diesem Schreibpult hinzöge, außer etwa den Umstand, daß er Ihnen theurer ist, ja, da der alte Holzkasten mir sogar im Wege steht, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen denselben zu offeriren, obgleich ich in der That nicht begreife, weshalb sie eine so herzlich unbedeutende Kleinigkeit in ein solches Mysterium einkleiden. Da Sie meine Wohnung wissen, so haben Sie die Güte, diese Re-

liquie morgen oder wann sie wollen, von mir abholen zu lassen.«

»Sie sind sehr gütig. Doch das würde Aufsehen machen . . .«

Sie schwieg, wie nachdenkend; ich drückte leise ihre Hand an meine Lippen, und sie ließ es geschehen.

»Nein, nein, das geht durchaus nicht,« rief sie dann entschlossen. »Niemand darf erfahren, daß wir uns auch nur im Entferntesten kennen. Ich will ganz offen sein, mein lieber Freund. Nicht sowohl an diesem Schreibpult ist mir gelegen, als an seinem Inhalte . . .«

»An meinen Manuscripten?« fragte ich verwundert.

»Es wird mir Vergnügen machen, dieselben zu lesen, wenn sie gedruckt erschienen sind. Meine Bitte richtet sich jedoch auf etwas Anderes. Oeffnen Sie die Klappe dieses Schreibpults, ziehen Sie die unterste Schublade rechts heraus, und drücken Sie oben gegen das Brett, welches die Rückwand zu bilden scheint. Dann wird sich ein verborgenes Fach öffnen; in diesem finden Sie ein Paquet mit Papieren, es ist versiegelt, und daß es das Rechte sei, erkennen Sie an dem Siegel auf diesem Ringe, den ich Sie mitzunehmen bitte; mit ihm wurde das Paquet versiegelt. Beides bringen Sie mir morgen

Abend. Daß es noch dort sei, daß Sie es wenigstens bis jetzt noch nicht gefunden, weiß ich bestimmt.«

»Wie das, Madame?«

»Ihre Zerstreutheit, Ihre leichtfertige Ungeduld, Ihre Unordentlichkeit ... Sie sehen, daß ich Sie kenne ...«

»Und daß Sie nicht schmeicheln. Woher aber wissen Sie, daß dieses Paquet sich grade dort befindet?«

»Schon wieder eine Frage! ... Ich bin weniger mißtrauisch, als Sie,« fuhr sie dann mit leisem Vorwurf im Tone fort, »denn ich verlasse mich ganz auf Ihr Wort. Sagen Sie mir morgen, daß Sie dasselbe nicht gefunden haben, so werde ich Ihnen glauben.«

Ich bin fest überzeugt, daß ich bei diesen Worten, worin sich ein so unbegrenztes Zutrauen zu mir aussprach, über das Mißtrauen, welches in mir sich zu regen anfing, erröthete, und hatte so zum ersten Male Grund, mich über die Dunkelheit zu freuen, welche ich aus Herzensgrunde verwünschte.

Sie schien mein Zögern zu bemerken; es war mir, als hörte ich sie seufzen, und ein leiser Druck ihrer weichen, warmen Hand, die ich noch immer hielt, durchzuckte mich wie ein elektrischer Funke.

»Sie zaudern?« fragte sie mit einer Stimme,

die Felsen erweicht haben würde, um wie viel mehr mein Herz, das, einer schönen Frau gegenüber, an sich schon so wenig mit einem Steine gemein hat. Und dazu diese pikante Situation ... die schöne junge Frau — denn schön und jung mußte sie nun einmal sein — neben mir auf dem Sopha, ihre Hand, die in der meinigen zu zittern anfängt, und schüchtern, doch deutlich, meinen Druck erwidert, der Seufzer, der sich ihrer Brust entwand ... mir schwindelte, die Dunkelheit schien sich noch schwärzer zu färben ... nein, ich konnte mich nicht irren ... die eben genannten Indizien, die Heimlichkeit dieses Rendezvous ... ich verstand mich zu gut auf diese Symptome! Zwar hatte mir meine Leichtgläubigkeit in dieser Hinsicht schon manchen Streich gespielt, aber hier konnte ich das nicht fürchten, und die Ueberzeugung: »Sie liebt Dich, aber Schaam hält sie von einem Geständnisse zurück,« erfüllte mich mit Entzücken. Leise neigte ich mich zu ihr hin, und umschlang sie mit dem Arme; sie aber sprang so rasch auf, daß mein Mund, statt ihrer Lippen, eben nur flüchtig ihre Wangen berührte.

»Egoist!« sagte sie, indem sie sich meiner Umarmung sanft entzog ... »Und meine Bitte?«

»Fordern Sie mein Leben,« preßte ich hervor, »es ist Ihr Eigenthum.«

»Nur das Paquet!...« sagte sie flehend.

»Es ist das Ihre, ich schwöre es!«

»Und Sie bringen mir es morgen?«

»Wo werde ich Sie finden?«

»Am alten Wilhelmithore, auf der kleinen hölzernen Brücke, die nach dem Walle führt, — kurz nach Mitternacht.«

»Und dann?«

»Dann geben Sie mir das Paquet.«

»Und dann?«

»Dann? . . .« wiederholte sie so schmelzend, so hingebend, ein so zauberisches Lächeln schien mir trotz der Dunkelheit über ihre Züge zu gleiten, ihre Hand drückte die meinige so warm, daß selbst ein minder entzündbares Gemüth hier nicht kalt geblieben wäre.

Damit führte sie mich denn auf dieselbe Weise, wie wir gekommen waren, nach der Flur hinab, öffnete die Hausthür, rief mir ein leises Lebewohl nach, trat zurück, und verschloß rasch das Haus.

III.

Mein erstes Geschäft zu Hause, nachdem ich Licht angezündet, war natürlich, daß ich den alten Schreibpult öffnete. Ich fand Alles, wie die Un-

bekannte es beschrieben, und das Siegel auf dem Ringe paßte so vortrefflich zu denen auf dem Paquete, daß gar kein Zweifel möglich war.

Daß ich die ganze Nacht kein Auge schloß, und den ganzen Tag über von der entsetzlichsten Ungeduld gepeinigt wurde, ist leicht erklärlich. Ich war zu gewissenhaft, um mich an dem mit einem rosa Bande umwundenen Paquete zu vergreifen, ja, auch ohne die Siegel würde ich es nicht geöffnet haben. Es hätte ja, nun ich im Besitz des Ringes war, in meiner Macht gestanden, neue Siegel daraufzudrücken, so daß jene nichts bemerkt haben würde; allein einen Brief zu erbrechen, ist in meinen Augen ein entehrendes Verbrechen, schlimmer noch, als horchen. Wenn ich indeß meiner Neugierde wenigstens in so weit nachgab, daß ich das Paquet ringsum befühlte und besah, und am Ende mich überzeugte, daß es nichts als Papiere enthielt, so wird man das gewiß verzeihlich finden.

Um eilf Uhr Abends trieb ich mich bereits auf dem Walle in der Nähe jener Brücke in den Bosquets umher, fest entschlossen, obgleich bis über die Ohren verliebt, die Papiere nicht eher auszuliefern, als bis ich wenigstens eine befriedigende Aufklärung erhalten. Ringsum war Alles ruhig und einsam; kein Laut ließ sich vernehmen: — nur das Rauschen der Oker, deren Wellen sich an den Pfeilern der

Brücke brachen, und durch das in das Wasser hinabhängende Gebüsch rieselten, tönte durch die Stille der Nacht. Wiederholt schaute ich, so weit die Dunkelheit es erlaubte, in die Stadt hinein, durchsuchte dann jedes Gebüsch, betrachtete jede Bank, und als mein Suchen endlich fruchtlos blieb, beschloß ich, nach meinem frühern Posten zurückzukehren und ruhig zu warten. »Vielleicht kann ich sie von dieser Stelle aus nicht sehen,« dachte ich, hatte aber kaum ein paar Schritte gethan, als ich rechts, halb hinter einem Strauche verborgen, eine Gestalt sah, die mir winkte.

Es war mir unmöglich zu begreifen, wie ein lebendes Wesen sich in dieser gefährlichen Stellung halten konnte.

»O mein Gott!« rief ich. »Was machen Sie da?«

Sie stand außerhalb der Brücke auf den überstehenden morschen Brettern, indem sie sich mit den Händen an dem hölzernen Geländer festhielt.

»Ich wartete auf Sie,« sagte sie mit ruhiger Stimme.

Während ich sie voll Schrecken betrachtete, entriß sie mir das Paquet. Ich wollte sie festhalten, aber sie bückte sich rasch, lehnte sich über den Fluß hin, und sagte mir, indem sie nur mit einer Hand sich festhielt:

»Eine Bewegung von Ihrer Seite, der geringste Versuch, sich mir zu nähern, der leiseste Hülferuf, und die Oker, welche unter meinen Füßen dahin fließt, begräbt mich und mein Geheimniß. Eilen Sie rasch fort, wenn Sie nicht meinen Tod wollen; denn die Bretter, auf denen ich stehe, fangen bereits an, sich zu biegen, und dennoch werde ich mich nicht eher erheben, als bis Sie fern genug sind, um mich nicht mehr erreichen zu können. Eilen Sie! Ich wäre gestorben, hätte ich Sie nicht wieder gesehn; jetzt aber möchte ich gern noch ein wenig leben.«

Wollte ich sie nicht ertrinken sehen, so mußte ich ihrem Eigensinn schon nachgeben, und zog mich erschrocken in die Echternstraße zurück, denn entweder schlug auch sie diesen Weg ein, und konnte mir dann nicht entgehen, oder sie floh nach dem Walle zu; und sie hier, wo es keine winklige Straßen giebt, einzuholen, konnte mir nicht schwer werden.

Kaum hatte ich mich weit genug entfernt, als sie behend über das Geländer sprang, und in den dichten Boskets verschwand. Außer mir eilte ich ihr nach . . . o, noch jetzt möchte ich mir wegen meiner Dummheit die Haare ausraufen. Warum ließ ich mir so gutwillig das Paquet entreißen? Warum hielt ich sie bei diesem Versuche nicht fest? In das Wasser springt sichs so leicht nicht . . . und gesetzt,

sie hätte es wirklich gethan, ich kann ja vortrefflich schwimmen, hätte sie gerettet, und das Abenteuer wäre noch romantischer geworden; höchstens würden wir uns vielleicht eine kleine Erkältung zugezogen haben. So viel ich auch umher lief, so viel ich auch suchte, nichts ließ sich sehen, nichts sich hören, als das Geräusch eines eilig sich entfernenden Wagens.

Ist es wohl zu verwundern, daß sich eine grenzenlose Wuth in mir erhob? Und hatte ich Unrecht, daß ich dieselbe an mir selbst ausließ, indem ich mich mit der geballten Hand vor die Stirn schlug? Meine verdammte Gutmüthigkeit hatte mir da wieder einen Streich gespielt, den ich ihr nie verzeihen kann. Auch habe ich seitdem aus einem Gefühle der Schaam geflissentlich die Nähe jener Brücke vermieden.

Zwar hatte ich an dem ersten Abende versprochen, meiner Unbekannten nicht nachzuforschen, glaubte indeß mit Recht, nach dieser abermaligen Fopperei meines Versprechens ledig zu sein. Vor Wuth konnte ich die ganze Nacht nicht schlafen, und kaum war es Tag, als ich mich rasch ankleidete, und nach der **** straße Nr. .... ging. Nachdem ich hier zehnmal meine Frage hatte wiederholen müssen, antwortete mir eine alte, beinahe blinde und stocktaube Magd, daß das Zimmer im dritten Stock, das einzige, welches im Hause vermiethet sei, von einem jungen Manne, dessen Name mir völlig unbekannt

war, bewohnt würde, der aber auf einer Reise begriffen, und seit zwei Monaten von Braunschweig entfernt sei.

IV.

Mit mir und der Welt unzufrieden, kehre ich am Abend aus dem Theater zurück ... ich vergesse den Tag nie, es war der 9. Oktober, man gab den Tell, und Herr Krieg sang die Titelrolle ... komme zu Hause an, und finde auf meinem Arbeitstische ein parfümiertes Billet mit meiner Adresse. Da dieses an sich nichts Ungewöhnliches war, so wollte ich den Brief arglos öffnen, als mein Blick auf das Siegel fiel ... es war dasselbe, welches ich auf dem Paquete gesehn hatte, und mußte mit demselben Ringe gesiegelt sein. Vor heftiger Aufregung zitterten meine Hände, und zwar so heftig, daß ich bei dem Oeffnen das Couvert in Stücke riß. Nichts konnte gewisser sein, als daß meine Unbekannte das Ungeziemende in ihrem Benehmen einsah, mich um Verzeihung bat, und zu einem Rendezvous einlud. »Dieses Mal aber werde ich klüger sein, und ... ich bin noch sehr in Zweifel, ob ich ihre Bitte erhöre,« dachte ich, des Sieges gewiß, den meine

höchst liebenswürdigen Eigenschaften errungen, strich triumphirend meinen herrlichen Bart, und las, wie folgt:

»Geehrtester Herr Doctor,

»Lachen Sie, es ist das Klügste, was Sie »thun können, und lassen Sie sich dieses Aben»teuer als Lehre dienen, Ihr sehr entzündbares »Herz nicht gleich dem ersten, dem besten Frauen»zimmer, das Ihnen ein freundliches Wort sagt, »auf den Knieen zu präsentiren. Wissen Sie, »was Sie mit jenem Paquete weggaben? ... »Den Stoff zu der herrlichsten Novelle: — mein »Tagebuch und ein Paar Dutzend Liebesbriefe »aus einer frühern Periode, von denen mein eifer»süchtiger Herr Gemahl nichts wissen durfte. Ihre »Sucht nach dem Romantischen, Abenteuerlichen, »Pikanten hat mir dabei treffliche Dienste geleistet, »auf sie baute ich meinen Plan, der, Gott weiß »es, nur zu leicht gelang. Wie stimmt das mit »Ihrer Klugheit, mit Ihrer Erfahrung in solchen »Dingen überein? Sie waren mit einer »jun»gen, schönen« Frau allein, saßen dicht, ganz »dicht im Dunkel der Nacht auf dem Sopha ne»ben ihr, und waren so blöde! Sie ließen sich »den schönsten Stoff zu einem Romane nach dem »Leben entreißen, der Sie unsterblich gemacht ha»ben würde ... erkennen Sie in diesem einen

»Zuge die Ueberlegenheit der weiblichen List? Ja,
»mein Herr, da ich Ihre Neugierde bei Allem,
»was eine Dame betrifft, kenne, und daher
»fürchten mußte, wendete ich mich direct an Sie,
»das Paquet einer Visitation ausgesetzt zu sehen,
»so habe ich mir eine kleine Mystification mit
»Ihnen erlaubt, die jedoch, für Sie wie für
»mich, vortheilhaft war. Ich erhielt mit diesen
»für mich überaus wichtigen Beweisen einer frü-
»hern Verirrung meine Ruhe wieder, und Sie
»hatten dafür, außer mancher guten Lehre, noch
»das seltene Glück, in diesem Leben voll ewig
»sich wiederholender Alltäglichkeiten einige roman-
»tische Stunden zu genießen, deren Erinnerung
»Sie hoffentlich nie verlassen wird. Uebrigens
»bin ich Ihnen trotz dem eine Satisfaction schul-
»dig: — ich erlaube Ihnen, dieses Abenteuer
»zu veröffentlichen; bleiben Sie streng der Wahr-
»heit getreu, schonen Sie weder sich ... ich werde
»mich überzeugen, ob Sie ehrlich dabei zu Werke
»gehen ... noch mich ... und, nicht wahr?
»... es wäre schade um dieses Abenteuer, wenn
»es wie eine gewöhnliche Liebesgeschichte ausge-
»laufen wäre! ... Um die bewußte Schublade
»nicht unbenutzt zu lassen, können Sie ja diesen Brief
»hineinlegen, der übrigens, wie Sie leicht denken
»können, nicht von meiner Hand geschrieben ist.«

V.

Es war am 20. August d. J., die Vorstellung beendigt, und ich verließ mit einigen Bekannten das Theater, als ich, im Begriff, die nach dem Hagenmarkte führenden Stufen hinaufzusteigen, eine weibliche Stimme höre, die mir auffällt. Unbemerkt bleibe ich hinter meinen Freunden zurück, und befinde mich neben einer Dame, die an dem Arme eines mir unbekannten Herrn geht. Ein Schleier am Hute verhüllte neidisch ihr Gesicht, während ein weiter Cashemirshawl ihre Gestalt bedeckte. Aber die Stimme war mir zu bekannt ... ich konnte nicht mehr zweifeln, es mußte meine Unbekannte sein. Auch sie schien mich bemerkt zu haben, denn sie zog plötzlich mit stürmischer Hast ihren Gemahl durch das Gedränge hindurch, so daß es diesem auffiel.

»Aber was hast Du denn, Auguste?« fragte er.

In dem Augenblicke war ich dicht neben ihr. Ich brachte meinen Mund ihrem Ohre so nahe als möglich, und flüsterte leise:

»Ich habe Sie erkannt, Madame. Wollen Sie ein Eclat vermeiden, so geben Sie mir Aufklärung ...«

Ich fühlte, wie eine weiche Hand die meinige leise drückte ... da gerieth ich, just in der Thür, zwischen meine mich erwartenden Freunde, wurde

aufgehalten, und als es mir endlich gelang, mich von ihnen loszumachen, war meine Unbekannte verschwunden, und ich stand zum dritten Male als Dupe meiner verdammten Blödigkeit da.

VI.

Bin ich der Wahrheit treu geblieben, Madame? ... Ich glaube es, und schwöre Ihnen, daß Sie mir zu interessant geworden sind, als daß ich nicht Alles aufbieten sollte, Sie irgendwo wiederzufinden. Ich kenne Sie jetzt schon bei Weitem mehr ... Sie haben dunkles Haar, eine weiche Hand, einen schönen Nacken, Sie heißen Auguste, wohnen in Braunschweig, besuchen das Theater ... Sie sehen, daß es mir nicht schwer werden kann, Sie auszuforschen, sie aufzufinden, Sie zu sprechen ...

Und dann, Madame? ...

Lord Heinrich.

Es war beinahe Mittag; der fast zerstreute Nebel ließ auf den Dächern einige scheue Sonnenstrahlen blitzen; in der Regents-Street fing es an, lebendig zu werden, und ihre Bewohner erwachten allmählig aus dem aristokratischen Schlummer. Lord Henri Coopel, der raffinirteste Don Juan des Almack's-Club, schob langsam die seidenen Vorhänge zurück, welche seine Ruhe beschützt hatten, streckte die Hand über sein Kopfkissen, ergriff ein kleines, an einer goldenen Kette hängendes Medaillon, drückte es lebhaft an seine Lippen, und zog dann an der Glockenschnur. Ein Bedienter erschien, setzte schweigend die Toilette seines Herrn in Stand, und begann darauf in demselben Zimmer aufzukramen.

Erbe eines schönen Namens und eines reichen Vermögens, hatte Henri Coopel in wenig Jahren Beides reichlich compromittirt. Sein Credit war erschöpft, das glänzende Hotel, in welchem er wohnte, gehörte mit all' seinem Luxus seinen Gläubigern,

und da er keine rauschende Feste mehr gab, so hatten sich auch alle seine Freunde von ihm zurückgezogen.

Heute erwachte er zu neuer Verlegenheit und Langeweile, wie man in seinem bleichen, matten Gesichte las. Seine Augen richteten sich, nachdem sie eine zeitlang umhergeirrt waren, stets wieder auf das Medaillon, welches er in der Hand hielt.

»John,« sagte er plötzlich, indem er seine bisherigen Betrachtungen unterbrach.

Der Bediente näherte sich.

»Lieber John,« fuhr er fort, »steh' mir mit Deiner Weisheit bei.«

»Das heißt: Mylord braucht Geld.«

»Und Du kannst mir vielleicht ein Mittel sagen, wie ich heute zweihundert Guineen finde.«

»Geld aus Nichts machen, Mylord, ist ein Geheimniß, das die Wissenschaft noch nicht entdeckt hat.«

»So geh' zum Teufel!«

Henri drehte ihm den Rücken zu, und John schien nachzudenken. Er war ein alter Diener des verstorbenen Lord Coopel und liebte Henri mit väterlicher Zärtlichkeit. Die Lage, in welcher der Sohn seines ehemaligen Herrn sich befand, schmerzte ihn, und mehr als einmal hatte sein an Hülfsquellen reicher Geist dem jungen Lord Beistand geleistet. Nach kurzem Schweigen erhob er den Kopf und sein Ge-

sicht drückte eine Mischung von Freude und Unschlüssigkeit aus.

»Ein Mittel gäbe es wohl,« sagte er.

»Wie?« fragte Henri, indem er sich rasch umdrehte.

»Ich traf bisweilen in der Tavern of the friends einen Juden, der Geld genug hat, um alle Schulden Mylords zu bezahlen . . .«

»Da muß Dein Freund wohl sehr reich sein!« entgegnete Henri lachend. »Aber Du weißt nicht, guter John, daß das Geld schwieriger aus der Börse eines Juden, als aus seinem tiefsten Felsenbett loszumachen ist.«

»Nicht schwieriger, als Mylord von diesem Portrait sich trennt.«

»Was soll das heißen?«

»Daß, wenn Sie dieses Spielzeug mit seinem Diamantengürtel als Pfand geben, mein würdiger Freund nicht zögern wird, die hundert Guineen vorzustrecken.«

»Sarah's Portrait!« sagte Henri, indem er sich aufrichtete.

»Ich sehe kein anderes Mittel.«

Henri sah das Medaillon an, küßte wiederholt das darin enthaltene Bild, heftete dann auf John einen freudigen Blick und sagte:

»Es ist wahr, es würde nur auf einige Tage

sein. Auch ist es ja für sie mit . . . und dann . . . sie wird es nie erfahren.«

Dieses letzte Argument schien den Ausschlag zu geben.

»Da, John,« sagte Henri, indem er mit abgewandtem Gesicht ihm das Portrait gab.

John nahm das Medaillon und verschwand.

Eine Stunde später zählte Henri am Kamin, indem er seine Toilette vollendete, das Geld, welches John ihm gebracht hatte.

Lord Coopel hatte acht Tage Frist zur Rückzahlung der zweihundert Guineen gefordert. Am bestimmten Tage gab der Jude gegen die vorgestreckte Summe nebst Zinsen, deren Geringfügigkeit mit dem Character des Darleihers durchaus nicht zu harmoniren schien, das Medaillon zurück.

»Wenn Mylord Ihres ergebenen Dieners benöthigt sind,« sagte er sich verbeugend, nachdem er seine Guineen gezählt, mit deren Einstecken er keineswegs eilte, so bitte ich, Samuel Heerthon's zu gedenken. Wollte Ew. Herrlichkeit z. B. dieses Geld noch eine zeitlang behalten, indem Sie mir von Neuem dafür das Portrait anvertrauten, so würde ich herzlich gern noch einige Guineen zu der Summe hinzu fügen.«

»Dank, guter Heerthon; aber Sie denken sich den Werth der Steine, welche das Medaillon umgeben,

vielleicht zu hoch oder Ihr Enthusiasmus für die Kunst vergrößert in Ihren Augen bedeutend den Werth dieses Miniaturbildes.«

»Es ist wahr,« sagte er, indem er den Kopf sinken ließ, »daß der schärfste Kenner sich in beider Hinsicht täuschen kann. Doch gleichviel, will Mylord mir diese Bagatelle abtreten, so verdoppele ich die Summe.«

»Um dergleichen, ehrwürdiger Samuel, läßt sich nicht feilschen; es ist schon zu viel, wenn man sich nur eine zeitlang davon trennt; was aber einen Verkauf desselben betrifft, so wißt, daß die vereinten Schätze aller Juden der Welt mich dazu nicht bringen könnten.«

»Ich sehe, daß Mylord in dieses Portrait einen Werth setzt, der es unbezahlbar macht, und ... ich begreife ... daß es schwer halten muß, sich von solch einem Gegenstande zu trennen; — wahrlich, ein Engelsgesicht.«

»Und eine noch schönere Seele.«

Damit erhob sich Henri schnell von seinem Stuhle, als schäme er sich dieser allzu großen Vertraulichkeit, und grüßte Samuel, der sich tief verbeugte und langsam auf die Thür zuging.

»Theure Sarah,« sagte Heinrich für sich, indem er sich dem Fenster näherte, um das Portrait noch genauer zu betrachten, »ich sollte mich auf im-

mer von Deinem Bilde trennen! Nein, nicht deshalb habe ich Dich vor sechs Monaten in dem Augenblicke entführt, als Du zum Gebet gingest! Nicht deshalb habe ich Dich in ein bescheidenes Häuschen in der Vorstadt eingesperrt, Dich, die Du einen Pallast bewohnen solltest.«

In dem Augenblicke wurde die Thür des Zimmers, welche halb offen geblieben war, mit Geräusch geöffnet und Lord Coopel erbebte, als er Samuel Heerthon blaß, zitternd, verstört und mit einem stieren Blicke auf sich zukommen sah.

»O Mylord!« rief er mit wilder Stimme, »Ew. Herrlichkeit hat zu früh geredet! Sie wissen nicht, daß das Herz eines Vaters den Namen der Tochter durch die dicksten Mauern hört ... Denn jenes Mädchen, welches Sie entführten, Mylord, ist meine Tochter, meine theure Sarah, das einzige Pfand, welches mir von ihrer Mutter blieb. Mylord Coopel, ich, Samuel Heerthon, sage Ihnen in das Gesicht: Sie sind ein Schurke ... Und nun,« fuhr er fort, indem er das Medaillon aus Heinrichs Händen zu reißen suchte, »nun mir das Portrait meiner entehrten Tochter!«

Henri machte eine Bewegung des Unwillens.

»Halt!« rief der Jude, indem er die beiden Läufe einer Pistole auf die Brust seines Gegners setzte. »Lord Henri Coopel, schwören Sie mir auf

dieses Portrait, bei Ihrem adligen Namen, daß Sie Sarah, die Tochter des Juden Samuel Heerthon, heirathen wollen; wo nicht, so durchbohrt eine von diesen beiden Kugeln Ihre, die andere meine Brust.«

Henri besaß Muth, wurde aber in diesem Augenblicke unwiderstehlich von der heftigen, unerwarteten Scene hingerissen; er war bestürzt, ohne erschrocken zu sein.

»Freiwillig,« sagte er, »habe ich Ihrer Tochter geschworen, was ich jetzt ohne Furcht, wie ohne Leid wiederhole.«

»Gut,« sagte der Jude, indem er sich entfernte, »der Aldermann soll mich des Wortes des Edelmanns versichern.«

Ein einfaches, unschuldiges junges Mädchen hatte Sarah Lord Henri geliebt, ohne ihn durch etwas anderes zu kennen, als durch den Eifer ihr zu begegnen, und durch die Freude, die ihr Anblick ihm zu machen schien. Sie liebte seine leidenschaftliche, ehrerbietige Miene, und als sie nun später erfuhr, daß er aus einem vornehmen Hause stamme und Vermögen und Rang ihr zu Füßen zu legen bereit sei, hatte sie eine kindische Freude und fühlte ihre Leidenschaft immer lebendiger und tiefer werden. Heinrich empfand das Nämliche. Je mehr er Sarah sah, desto enger fühlte er die Bande werden,

welche ihn an dies reine, von seinem Bilde erfüllte Herz fesselten. Mit einem edlen, vortrefflichen Herzen geboren, war Henri nur leichtsinnig gewesen; leider aber hatte diese tiefe, innige Leidenschaft zu spät begonnen, als daß die dadurch herbeigeführte Umwandlung seines Geschmacks und seiner Gewohnheit einen wirksamen Einfluß auf den Zustand seines Vermögens hätte haben können. Er war völlig ruinirt und in der Hinsicht wäre seine Verheirathung mit Sarah nur eine Mesalliance gewesen. Die Besorgniß, dieser Heirath ein Hinderniß in den Weg zu stellen, oder vielleicht eine falsche Schaam hatte Sarah stets den Muth genommen, den wirklichen Namen und Stand ihres Vaters zu offenbaren.

Am Abend des Tages, als die Scene zwischen Henri und ihrem Vater vorgefallen war, saß Sarah traurig vor ihrem Kamine. Henri zögerte länger als gewöhnlich, was endlich ihre Angst so hoch steigerte, daß sie in banger Vorahnung zusammenbebte, als an die Straßenthür gepocht wurde. Betsy ging um zu öffnen, und bald trat Henri Coopel ein. Er sah nachdenkend und sorgenvoll aus, und setzte sich schweigend neben Sarah. Diese schaute ihn eine Weile mit schmerzlichem Erstaunen an, und als sie dann bemerkte, daß er in seinen Antworten ihren Fragen auszuweichen suchte, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Henri, der auf Mittel sann, sie auf die Nachricht vorzubereiten, welche er ihr mitzutheilen hatte, sah sich nun gezwungen, sich gerade heraus zu erklären, und bemerkte voll Erstaunen die Ruhe, mit welcher Sarah einen Vorfall anhörte, der ihr gegenseitiges Glück so sehr bedrohte.

»Dank Dir,« sagte sie, indem sie ihre in Thränen gebadeten Augen zu ihm erhob, »dies Unglück ist mir lieber, als das, welches ich fürchtete. Auf Alles bin ich gefaßt, nur darauf nicht, von Dir nicht mehr geliebt zu sein. Jetzt steht unserer Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege, und da Dein Entschluß gefaßt ist . . .«

»Familienverhältnisse, die ich schonen muß,« antwortete Heinrich voll Verwirrung, »machen es mir vielleicht zur Pflicht, mein Glück zu verschieben.«

Heinrich, welcher diese Worte mit niedergeschlagenen Augen sprach, bemerkte die Blässe nicht, welche plötzlich Sarah's Wangen überzog. Sie schaute ihn, unbeweglich und starr, mit Blicken an, die in seiner innersten Seele lesen zu wollen schienen. Dann warf sie sich, wie um ihren Schmerz zu verbergen, in Henri's Arme und bedeckte seine Stirn mit Küssen.

»Nun denn,« rief sie, indem sie sich zum Lächeln zwang, »sind wir verdammt, getrennt zu sein, so hoffe ich wenigstens, daß es nur auf einige Au-

genblicke sein wird; und eines Tages, mein Henri, sind wir vereinigt, um uns nie mehr zu trennen.«

Henri ging, fast erfreut über Sarah's Resignation.

Am folgenden Tage eilte Lord Henri früher als gewöhnlich zu Sarah. Er hatte durch John erfahren, daß der Jude mit Hülfe der Polizei, seiner Tochter auf der Spur sei, und fand Sarah geschmückt und lächelnd, als habe sie ihn erwartet. Die Nachricht, welche er ihr mittheilte, empfing sie gegen alle Erwartung mit unbeschreiblicher Gleichgültigkeit.

»Laß uns fliehen,« rief Coopel, »jede Minute des Zögerns kann uns verderben.«

»Beruhige Dich,« antwortete sie, »ich habe für Alles gesorgt.«

Und als Henri sie erstaunt ansah, ergriff sie seinen Arm, zwang ihn sich neben sie zu setzen und fuhr lächelnd fort, indem sie mit der Hand durch seine Haare fuhr:

»Du weißt also nicht, was der Dichter sagt: Die Liebe raubt den Männern die Vernunft und giebt den Frauen Geist, sie entwickeln in allen schwierigen Umständen eine Energie, der man sie für unfähig halten sollte.«

»Du scherzest, Sarah.«

»Bei meiner Liebe, Henri, mein Vater wird

uns nicht trennen und wir können die seltenen Stunden unsers Glückes in Frieden genießen. Und die Erinnerung an unsere Seligkeit und die Liebe, welche uns jetzt erfüllt, wird man uns wenigstens nie rauben können. Und können wir mehr verlangen, als die unaussprechliche Wonne, welche die Vergangenheit uns bot?«

Sarah redete mit einer Begeisterung, die Henri der irrigen Hoffnung auf eine baldige Vereinigung mit ihm zuschrieb. Dieser Gedanke machte ihn traurig, und um so trauriger, je heiterer Sarah wurde.

»Siehst Du,« fuhr sie fort, indem sie sich plötzlich erhob und ihn zum Fenster zog, das sie öffnete, »siehst Du, wie der Himmel so rein ist und die Sonne freudig ihre Strahlen auf die Spiegelfläche der Themse wirft? welch ein glänzender Tag! bald wird mein Herz ruhig sein wie die Welle des Stromes, und Deine Freude rein wie die Strahlen dieser Sonne.«

Sie führte seine Hand an ihre Lippen und fuhr ruhiger fort:

»Höre mich an, ohne mich zu unterbrechen. Als ich meinen Vater verließ, um Dir zu folgen, beging ich einen Fehler, welchen man der Unerfahrenheit der armen Sarah verzeihen, den aber die Welt nie der Gemahlin des Lord Coopel vergessen würde. Ich sehe die Unmöglichkeit unserer Verbin-

dung ein, sie würde trotz Deiner Liebe zu mir das Glück Deines Lebens zerstören. Ich danke Dir, Geliebter, für Deine unveränderte Zärtlichkeit, verzeihe mir die Last, welche ich Dir verursacht habe. Henri,« fuhr sie fort, indem sie sich aus seinen Armen losmachte, »Du hast Deine Pflicht erfüllt, an mir ist es nun, die meinige zu thun.«

Sie nahm aus ihrem Busen ein Fläschchen, das sie rasch an die Lippen führte und dann durch das Fenster hinauswarf.

»Was thust Du?« fragte Heinrich erschrocken.

»Ich gebe Dir die Freiheit wieder.«

Vergebens rief Henri nach Hülfe; die Thür war verschlossen und Betsy, welche das Rufen hörte, ohne die Ursache desselben zu kennen, konnte nicht in das Zimmer hinein. Sarah wurde unterdeß von heftigen Krämpfen ergriffen, bis endlich die Kraft von ihr wich und ihre steif werdenden Glieder verriethen, daß sie ausgelitten habe. — Die Thür gab endlich vereinten Anstrengungen nach, und viele Menschen drangen hinein, welche auf den Hülferuf Betsy's gekommen waren. Bei dem Anblicke des Leichnams ergriff man den unglücklichen Henri, der wahnsinnig vor Schmerz, sich laut als ihren Mörder anklagte, und unter den Verwünschungen des erbitterten Volkes in's Gefängniß abgeführt wurde.

Der Proceß des Lord Henri Coopel zog außer-

ordentlich viele Neugierige in den Gerichtssaal. Nur zwei Personen zeugten gegen ihn, Samuel Heerthon und Betsy. Der Jude erzählte den Auftritt, welcher zwischen ihm und dem Angeklagten den Tag vor Sarahs Tode sich ereignet hatte, und schilderte mit Schluchzen, was er seit dem Verschwinden seiner Tochter gelitten, seine Freude, seine Wuth, als er ihren Entführer gefunden, und den Eid, welchen er demselben entrissen habe.

Betsy versicherte, weder den Tag vorher, noch am Todestage ihrer Herrin selbst habe etwas die Absicht eines Selbstmordes verrathen, dem der Advocat des Lords ihr tragisches Ende zuschrieb. Sie setzte hinzu, einige Stunden vor dem schrecklichen Ereignisse sei Lord Henri mit verstörten Zügen und heftig aufgeregt zu ihrer Gebieterin gekommen, die Thür des Zimmers sei sogleich verschlossen worden und sie habe später das erstickte Wimmern Sarah's gehört, so wie durch das Schlüsselloch dieselbe in den Armen des Lords sich winden gesehen, der um Hülfe gerufen habe.

Betsy schloß übrigens mit der Aussage, der Character des jungen Lords scheine im Widerspruche mit einem Verbrechen zu stehen, das er vielleicht nur in der Besorgniß begangen habe, von Sarah getrennt zu werden, für die er immer die leidenschaftlichste Liebe gezeigt habe.

Der Angeklagte bestätigte die Richtigkeit aller Thatsachen. Man zeigte ihm das Fläschchen, das, als Sarah es aus dem Fenster geworfen hatte, in eine vor dem Hause liegende Schaluppe gefallen war und noch einige Tropfen Gift enthalten hatte. Es gestand zu, daß dieses Fläschchen ihm angehört. Man fragte ihn, was er zu seiner Vertheidigung sagen könne und er antwortete, er achte sein Leben zu gering, um dasselbe zu vertheidigen, was aber die Ehre seines Namens betreffe, so könne er nur erklären, daß er unschuldig an dem Verbrechen sei, welches man ihm zur Last lege.

Die Bemühungen seines Advocaten scheiterten an den Thatsachen, die zu laut gegen den Angeklagten zeugten, der sich um Alles, was um ihm her vorging, nicht kümmerte und mit völliger Gleichgültigkeit das Urtheil vernahm, das ihn zum Tode verdammte. Die Vollziehung desselben wurde auf den nächsten Tag festgesetzt.

Henri Coopel hatte Sarah mit der ganzen Kraft geliebt, welche die erste Liebe jeder glühenden Seele verleiht. Von der Hingebuug der jungen Jüdin und deren Tode, den er sich vorwarf, tief ergriffen, verfiel er Anfangs in eine Verzweiflung, die die größte Wachsamkeit erforderte. Nach der Verurtheilung ruhiger geworden, wartete er resignirt den Augenblick des Todes ab, dem zuvorzukommen man ihn verhin-

dert hatte. Er kniete in seinem Gefängnisse vor Sarah's Portrait wie vor dem Bilde einer Heiligen, und hatte schon lange in dieser Art von Ekstase zugebracht, als die Thür des Gefängnisses sich öffnete und Samuel Heerthon eintrat.

Bei seinem Anblick sprang Henri empor, indem er heftig das Medaillon an seine Brust drückte. Der Jude trat ernsthaft näher und sagte zu ihm:

»Beruhigen Sie sich, Mylord, nicht der Vater und Rächer Sarah's ist es, den Sie in diesem Augenblicke sehen; es ist der Jude Samuel Heerthon, der mit Ew. Herlichkeit zu guter Letzt ein kleines Geschäft machen möchte.«

»Samuel,« antwortete Henri mit Würde, »der Haß gegen den Mörder Eurer Tochter muß tief in Eurem Herzen sein. In diesem Augenblicke ist das meinige ohne Groll, weil es reinen Gewissens ist. Ich verzeihe Euch Eure Anwesenheit hier und die Grausamkeit Eurer Absichten; aber ich schwöre es Euch bei diesem Portrait, ich bin unschuldig an Sarah's Tode.«

»Ich weiß es, und das eben führt mich her,« entgegnete Samuel mit derselben Kaltblütigkeit; »ich wiederhole, daß ich mit Ew. Herrlichkeit ein wichtiges Geschäft machen möchte, das dazu dienen wird, nicht mehr eine Geldschuld zu bezahlen, sondern Ih-

ren Namen, Ihre Ehre zu reinigen, Mylord, und Ihr Leben zu retten.«

»Erklärt Euch.«

»Nichts ist leichter; es handelt sich um einen bloßen Tausch. Meine Tochter hat nicht sterben wollen, ohne ihrem Vater ein Lebewohl zu sagen, und ihn für diese zweite ewige Trennung um Verzeihung zu bitten. Dieser Brief hatte mir Alles gemeldet, aber mein Interesse machte mir Schweigen zur Pflicht. Ich wollte Ihr Schicksal in Händen behalten. Sie verstehen mich, Mylord ... Diesen Brief für jenes Portrait.«

Henri heftete eine zeitlang auf den Juden einen Blick der Verachtung und sagte:

»Auf diesen Preis also setzt Ihr das Leben eines Mannes, dessen Unschuld Euch bekannt ist?«

»Rechnen Sie die Ehre eines fleckenlosen Namens hinzu.«

»Bravo, Heerthon; der Handel ist eines Juden würdig!«

»Sie willigen ein?«

»Nein.«

»Unsinniger! bedenken Sie, daß der Tod Sie morgen von diesem Portrait trennen wird.«

»Ja, dann aber werde ich auf ewig mit ihr vereint sein. — Was meine Ehre betrifft, so seid Ihr es, Samuel Heerthon, der eilen wird, dieselbe

zu rächen; denn Sarah's Vater wird auf seiner Tochter nicht die Schmach lasten lassen wollen, daß sie einen Schurken, einen Mörder geliebt habe ... Unter Eurem Schutze ist meine Ehre gut aufgehoben ... Ihr seht also, Samuel Heerthon, dieser Handel ist nur für Euch vortheilhaft. Ha! Ihr glaubt der Todesfurcht zu entreißen, was Ihr durch List nicht erlangen konntet! So wohlfeil gebe ich das Bild Eurer Tochter nicht weg. Wie! sie gab Ehre und Leben für mich hin, und ich sollte, statt ihrem Beispiele zu folgen, mich von dem Pfande ihrer Zärtlichkeit trennen, um mein elendes Dasein zu retten! Das könnt Ihr nicht wollen, Heerthon; der Verführer und Mörder Eurer Tochter ist mehr werth als das.«

Während Lord Coopel redete, ging das Gesicht des Juden von dem Ausdruck des Zweifels rasch zu dem lebhaftesten Entsetzen über. Der unglückliche Vater sah das letzte Rettungsbrett entschwinden. Eine fahle Blässe bedeckte sein von kaltem Schweiße feuchtes Gesicht, und seine Augen sahen starr und verwirrt. Als Lord Coopel zu reden aufgehört, versuchte er einige Worte zu äußern; aber das Wort erstarb ihm auf den bebenden Lippen und zwei dicke Thränen rollten schweigend über seine magern Wangen hinab. Seine Kniee schienen unter ihm zusammenbrechen zu wollen, und er wankte vorwärts, um

sich gegen die Mauer zu lehnen. Henri Coopel empfand Mitleid, ging unwillkürlich auf ihn zu und sagte, indem er ihm die Hand reichte:

»Samuel, Ihr müßt mich hassen!«

Diese Bewegung gab dem Juden mit der Hoffnung auch die Sprache wieder. Er ergriff die dargebotene Hand, fiel vor Henri auf die Kniee und rief:

»Nein, nein, ich hasse Sie nicht mehr; aber ich flehe um Gnade für den letzten Trost meines Lebens, für das einzige Glück und die einzige Hoffnung, welche mir übrig sind. Mylord, im Namen meines durch Sie vergifteten Alters, im Namen meiner entehrten, durch Sie gemordeten Tochter, im Namen alles des Uebels, welches Sie mir zugefügt ... und der Verzeihung, die ich Ihnen gewähre ... damit Sarah nicht in Ihnen den Mörder ihres Vaters sehe ... Mylord, damit nicht zwei Blutflecke das edle Wappen der Coopel besudeln ... denn auch ich muß sterben, wenn Sie mir das einzige Band entreißen, welches mich hinfort an das Leben binden kann ... Mylord, Sie haben mir Alles geraubt, Tochter, Ehre, Ruhe, Hoffnung, Sie haben mir mein Kind genommen, meine Sarah, mein einziges Gut, haben Sie an Leib und Seele befleckt, und durch Ihre unreine Liebe das Bild ihres Vaters in ihrem Herzen erlöscht ... Sie

haben mein Kind getödtet ... lassen Sie mir den einzigen Gegenstand, der mir ihre lieben Züge zurückruft! ... Heinrich, mein Sohn! Sie sehen, daß ich Sie nicht hasse ... Sein Sie barmherzig ... Dieses Portrait für Ihre gerettete Ehre, für Ihr Leben, für mein ganzes Vermögen und für meinen Segen!«

»Was fragt der nach Geld,« antwortete Heinrich kalt, »welchem nichts an dem Leben liegt? Ich habe Sarah geschworen, mich nie von diesem Portrait zu trennen. Es wird nach meinem Tode auf meinem Herzen ruhen.«

In diesem Augenblicke trat der Schließer ein.

»Die Stunde ist längst vorüber,« sagte er, »Mylord muß allein bleiben.«

Heerthon suchte vergebens, noch einige Augenblicke zu gewinnen; er mußte trotz seines Flehens den Kerker verlassen.

Eine Stunde später verließ Lord Henri Coopel sein Gefängniß, um zu dem Hochgericht zu gehen, und langte endlich, von dem Zischen und Verhöhnen des Volkes begleitet, an dem Orte der Vollziehung an. Der Platz war von einer zahllosen Menge von Neugierigen angefüllt, die durch den Namen des Verurtheilten herbeigezogen waren. Während dieser die unseligen Stufen hinaufstieg, ließ sich von dem einen Ende des Platzes ein dumpfes Geräusch ver-

nehmen. Henri sah sich rasch um. Ein Mann eilte im Laufe, mit einem Papiere in der Hand, durch die wogende Menschenmenge, welche sich vor ihm öffnete.

Lord Coopel drückte wiederholt das Medaillon, das er in der Hand hielt, an seine Lippen, übergab es dann einem der Männer, welche ihn umstanden, und sagte:

»Vergessen Sie nicht, daß es mein letzter Wille ist, daß dieses Portrait mit mir in mein Grab gelegt werde.«

Schreiend und Alles niederrennend, was sich ihm in den Weg stellte, war Samuel Heerthon dem Schafott schon ziemlich nahe gekommen, als er bei einem plötzlich entstandenen Geschrei den Kopf erhob und Henri Coopel's Körper in der Luft schweben sah.

Die Liebe in Rom.

Ein wunderherrlicher Morgen strahlte über Rom, goldenes Licht umfloß die hohe Kuppel der Peterskirche, aus deren Innern ein tausendstimmiger Gesang hervorquoll, während das festliche Geläute der Glocken ringsum von den hohen Thürmen der gläubigen Menge das Fest der Auferstehung des Heilandes verkündeten. — An den Thürpfosten der Kirche gelehnt, stand ein junger Mann, den seine Tracht, der schwarze Rock und das leichte Federbarett, als einen deutschen Maler kenntlich machte. In seinen Zügen spiegelte sich das Entzücken, die fast wehmüthige Wonne, mit welcher er in den sonnigen Morgen hinaus schaute, ihm war so wohl, und doch so wehe, wenn er an die Heimath, und was er dort zurückließ, dachte, daß er, um die Sehnsucht in seiner Brust zu betäuben, in das Freie hinaus eilen und eben die hohen Stufen der Kathedrale hinabsteigen wollte, als er einen leichten Schlag auf die Achsel erhielt. Er schaute sich um, und grüßte ehr-

erbietig, als er eine verschleierte Dame vor sich stehen sah, deren voller Wuchs, im reinsten, schönsten Ebenmaß, eine nicht gewöhnliche Schönheit ahnen ließ.

»Was ist zu Eurem Befehl, Signora?« fragte der junge Maler, ohne über diese Art, wie eine vornehme fremde Dame ihn anredete, sehr erstaunt zu sein, da ihm das wohl öfter begegnet sein mochte, und Aerzte und Maler überhaupt die Begünstigung genießen, von den Damen mit einer größern Vertraulichkeit beehrt zu werden. Der Grund dieser Erscheinung läßt sich leicht erklären.

»Verzeiht, Signor,« sagte die Dame endlich nach kurzem Zögern, »Ihr seid Johannes Böhm, der deutsche Maler?«

»Ich bin's, schöne Dame.«

»So ersuche ich Euch, mir in der Vesperzeit auf einen Augenblick Eure Gegenwart zu schenken. Ich habe einen Auftrag für Euch, den nur Ihr erfüllen könnt.«

Der junge Maler dachte sich unter diesem Auftrage nichts, als eine der gewöhnlichen Bestellungen, z. B. eines Portaits, und versprach zu kommen.

»Ich werde Euch um jene Zeit an dem Cumäischen Thore erwarten lassen,« und mit freundlichem »Addio,« schwebte sie mehr als sie ging, die brei-

ten Stufen hinab, und verschwand um eine der Ecken; einen leichtern, feenartigern Gang, einen zartern Fuß, einen rundern, vollern Arm, eine reizendere Gestalt hatte Johannes noch nicht gesehen; lange schaute er ihr nach und versäumte nicht, sich, noch ehe zur Vesper geläutet wurde, an dem Cumäischen Thore einzufinden. —

Ein leichter Wagen harrte seiner, der ihn im schnellen Fluge etwa eine Miglie weit nach einer hinter einer dichten Gruppe von Kastanienbäumen versteckten Villa führte. Hier empfing ihn ein niedliches junges Mädchen, führte ihn in eine kleine Vorhalle, dann durch mehrere prachtvolle Zimmer und deutete endlich auf eine Thür.

»Habt die Güte, in diese Thür einzutreten, Signor, und Ihr werdet vor meiner Gebieterin stehen,« sprach die Zofe schalkhaft lächelnd und verschwand hinter den seidenen Draperieen.

Johannes that, wie ihm geheißen, klopfte leise, und trat auf ein sanftes, »Herein,« in ein bezauberndes Gemach. Nicht die glänzende Pracht, welche in den übrigen Zimmern das Auge blendete, herrschte hier, aber alle Bequemlichkeiten, alles Behagliche, welches der Luxus nur gewähren kann, und der gebildetste Geschmack wirkten zusammen, dasselbe zu einem reizenden Aufenthalt zu machen, während das Zauberische noch dadurch vermehrt wurde, daß das

Tageslicht durch rothseidene Vorhänge fiel und das Innere mit einem magischen, üppigen Colorit färbte.

Der junge Maler hatte nicht lange Zeit, das Gemach zu betrachten, sein Blick wurde durch ein Weib gefesselt, welches bei seinem Eintritte sich erhob, und ihm entgegen kam, — dieselbe Gestalt, welche ihn am Morgen hierher beschieden. Mit reizendem Lächeln hieß sie den Maler willkommen, der kaum einen leisen Kuß auf die dargebotene Hand zu hauchen wagte, und dessen Verlegenheit sich in das Unendliche steigerte, als er in ein Antlitz schaute, gegen welches die reizendsten Gemälde aller Maler wie Schatten erschienen. In leichten Locken wallte das kastanienbraune Haar kunstlos über Nacken und Schultern herab, und die sengende Glut zweier schwarzen Augen drang wie glühende Pfeile in des Malers Brust.

Sie ließ sich auf eine Ottomane nieder, winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen und bat ihn um Verzeihung, ihm so beschwerlich geworden zu sein; ihr Vater sei auf einer weiten Reise begriffen und werde in wenig Wochen zurückkehren; es sei ihre Absicht, denselben mit ihrem Bilde zu überraschen, und sie bäte ihn, sich der Mühe zu unterziehen, sie zu portraitiren.

Ohne Kraft, Widerstand zu leisten, hatte Johannes, ihrem Winke gehorchend, sich neben sie ge-

setzt, aber, in ihre zauberische Schönheit versunken, wenig von dem gehört, was sie sagte, bis der Auftrag, ein Portrait zu malen, ihn plötzlich wieder zur Besinnung rief, und ihn daran erinnerte, weshalb er sich hier befinde.

»Euer Portrait, Signora?« fragte er. »Warum fiel Eure Wahl nicht auf einen geschicktern Künstler? . . .«

»Johannes Böhm, der Deutsche, wird von allen Kennern als Roms vorzüglichster Meister genannt . . .«

»Auch dem vollendetsten der Meister dürfte es schwer gelingen, eine solche Fülle lebendiger Schönheit mit den todten Farben wiederzugeben.«

»Schmeichler!« drohte sie mit gewinnendem Lächeln. »Die Deutschen rühmen sich ihrer Aufrichtigkeit, Ihr gebt mir einen schlechten Beweis davon.«

»Weil ich verstumme, meint Ihr? weil vor solch einem Himmel voll Schönheit das kalte Wort auf meinen Lippen erstirbt? Bei Gott, Signora . . .«

»Ich heiße Camilla.«

»Ja, Signora Camilla, ich werde Euch malen, um die Wonne zu genießen, das schönste Weib der Erde ohne Scheu stundenlang anschauen zu dürfen,« rief er, und preßte einen glühenden Kuß auf ihre weiße, weiche Hand.

»Ihr werdet kühn,« sagte sie, indem sie mit einem Anflug von Strenge, die den Maler tief durchkältete, die Hand zurückzog.

»Verzeiht, Signora, und zürnt mit Eurer freundlichen Güte, die mich meine Stellung vergessen ließ. Wann befehlt Ihr, daß ich beginne?«

»Darf ich morgen um dieselbe Stunde Euch erwarten? Mein Wagen soll an dem Thore bereit stehen. Aber versprecht es mir fest,« bat sie, »denn seht, Euer Ausbleiben würde mich betrüben.«

Johannes gelobte es, und als er schon längst wieder auf der Straße nach Rom dahin fuhr, klang ihm noch immer das bekannte süße »Addio« in den Ohren.

Als der junge Maler nach Rom zurückkehrte, war es Abend geworden. Laune oder Zufall hatten ihn seine Wohnung in einem alterthümlichen Hause aufschlagen lassen, dessen Inneres noch jetzt von einstiger, ungewöhnlicher Pracht zeugte. Unruhig warf er sich auf die Ottomane, erhob sich wieder, ging mit raschen Schritten in dem Saale, seinem Atelier, umher, und trat endlich, wie von innerer Angst gefoltert, auf den Balkon hinaus. Aber auch hier litt es ihn nicht; seine Aufregung trieb ihn aus seinem ihm sonst so traulichen Atelier hinaus in das Freie. Er wollte es sich selbst nicht gestehen, sträubte sich mit aller Kraft, welche seine befangenen Sinne

ihm noch übrig ließen: vergebens, seine Angst strafte ihn Lügen. Camilla hatte den vollkommensten Sieg errungen, und daß sie selber es wußte, zeigte schon die Sicherheit in ihrem Benehmen, hätte man auch nicht das triumphirende Lächeln gesehen, mit welchem die stolze Römerin dem schönen Manne nachschaute.

Johannes schauderte wie vor einem Abgrunde zurück; sein Inneres war gewaltsam in zwei Theile zerrissen, denn was er bisher mit so treuer Liebe umschlungen, was er vor Kurzem noch für seines Lebens schönste Wonne erkannt, war von dem verführerischen Bilde der schönen Camilla in den Hintergrund gedrängt worden, und, jeder Kraft zur Ermannung beraubt, sank er, von ohnmächtigem Ringen erschöpft, endlich betäubt auf die Stufen eines Bassins nieder, aus welchem eine Fontaine ihren Wasserstrahl emporsandte, der plätschernd in dieselbe zurückfiel. Er war in schnellem Schritte von einer Gasse zur andern gewandert, hatte planlos die hehre Straße durchstreift. Allgemach verstummte das geschäftige Geräusch, immer einsamer ward es in den Gassen; nur in der Ferne sah man bisweilen eine verhüllte Gestalt vorüberschleichen und in dem Dunkel verschwinden.

Lange mochte er hier so gesessen haben, die kühle Nachtluft hatte seine fieberische Gluth gemäßigt

und seufzend schaute er auf zum tiefblauen dunklen Himmel Italiens, an dem Millionen Sterne eben so freundlich zu ihm sprachen, wie einst in der fernen Heimath. »Vielleicht schaut auch sie jetzt zu Euch hinauf,« dachte er, — da tönten leise Zitherklänge zu ihm herüber; er sah unter dem Balkon eines prächtigen Palastes sich eine Gestalt bewegen, die seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Unbekannte fuhr noch eine Weile fort, seiner Zither leise Accorde zu entlocken, als fürchte er, durch den Widerhall derselben die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, bis die Töne endlich eben so sanft von einer schönen männlichen Stimme begleitet wurden:

»Ich schaue so gern hinaus in die Nacht! —
»Wenn Alles schlummert und Keiner wacht,
»Kann ich allein sein mit meinem Schmerz,
»Und frei bewegen das bange Herz.«

»Ich schaue so gern hinaus in die Nacht,
»Wenn sie die Sterne so trübe macht,
»Und mir kein anderes Licht mehr scheint,
»Als das meine helle Thräne mir weint.«

So sang der Unbekannte; die Töne der Saiten verhallten, aus dem Fenster neigte sich eine weiße Gestalt, Johannes vernahm ein leises Flüstern, sah, daß Jener ging und die weiße Frauengestalt das Fenster verschloß, und Alles wurde still wie zuvor.

Unruhig warf Johannes sich auf seinem Lager umher. Wohl dachte er oft an die liebe Heimath zurück, an welche ihn freilich weder Aeltern noch Ge-

schwister fesselten; sie waren Alle schon längst todt, und die weitläuftigern Verwandten, welche er in Deutschland hatte, kannte er nur dem Namen nach. Dennoch fühlte er sich mächtig dahin zurückgezogen, und würde seiner Sehnsucht schon längst nachgegeben haben, wäre er nicht durch bedeutende Aufträge, deren Ausführung seine Ehre erheischte, stets daran verhindert worden. Sein Vermögen sicherte ihm eine unabhängige Stellung, so daß er seiner Kunst ganz nach Gefallen, ohne ein ängstliches, drückendes Streben nach Lohn, leben konnte; nicht als Broterwerb, nur aus unwiderstehlicher Neigung hatte er dieselbe gewählt, ihr zu Liebe jeden Staats-Dienst verschmäht, auf welchen er wohl Anspruch gehabt hätte, und war nach der Wiege derselben, nach Rom gezogen. —

Gar schwer war ihm der Abschied von Mainz geworden und deutlicher als je erinnerte er sich heute des Abends, welcher seinen Entschluß, fortzureisen, beschleunigt hatte. Der Regierungsrath von Sternheim gab eine feierliche Gesellschaft, einem Marchese Cornaro zu Ehren, dem er, man wußte nicht wodurch, hoch verpflichtet war. Er hatte ihn auf einer Reise nach Italien kennen gelernt, und von da mit nach Mainz zurückgebracht. Eben erst in den Staats-Dienst eingetreten, war Johannes in dem Cabinett des Regierungsraths employirt, und als solcher mit

zu dem Feste eingeladen worden. Er ging um so lieber, als des Regierungsraths liebliche Tochter Adele mit ihrer Anmuth und Gemüthlichkeit einen ungewöhnlich tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er sah sie täglich; aber wenn sonst ein genaueres Kennenlernen, ein häufigeres Sehen nur dazu dient, die schnell erwachte Leidenschaft abzukühlen, so geschah hier gerade das Gegentheil. Mit jedem Tage wuchs seine Liebe, ohne daß er es ihr, da er des Vaters Strenge kannte, seines Verhältnisses wegen zu gestehen gewagt hätte. So verging eine geraume Zeit. Längst schon hatte er mit heimlichem Zorn die Huldigungen gesehen, welche der Marchese dem Mädchen seiner Liebe darbrachte, um so mehr, da die Bewerbungen desselben auch dem Vater nicht zu mißfallen schienen, und Adele selbst wenigstens sehr artig gegen ihn war. Er gerieth in Verzweiflung, und wenn er den Marchese grade nicht mit den günstigsten Augen ansah, wenn er den hagern Italiener, dessen unheimlicher, stechender Blick ihm in tiefster Seele verhaßt war, bisweilen verfluchte, so wird ihm das Niemand verargen können. Auch der Marchese schien dem jungen Manne keineswegs gewogen zu sein, und gab eben während dieses Festes den deutlichsten Beweis davon. Von vorn herein behandelte er ihn auffallend kränkend, und fügte ihm endlich mit Absicht öffentlich eine so hämische Belei-

digung zu, daß Johannes erblassend verstummte, und erst nach geraumer Zeit so viel Besinnung wiedergewann, um zu überlegen, wie er mit Ehren diese Beschimpfung wieder gut machen könne. Nach einer Weile trat er aus der Fenstervertiefung, in welche er sich zurückgezogen, mit scheinbar ruhiger Miene hervor, näherte sich dem Marchese, welcher eben allein durch das Zimmer ging, und flüsterte demselben einige Worte zu, bei welchen der Blick des Italieners nur noch stechender wurde. Des Marchese Antwort schien ihn zu befriedigen; er eilte fort und war eben im Begriff, das Haus zu verlassen, als Adele, die Zeuge des Vorfalls gewesen war, und ihn nachher ungesehen beobachtet hatte, ihm auf der Flur entgegentrat und seine Hand ergriff. Betroffen stand Johannes still und wußte sich die Erscheinung nicht zu deuten.

»Mein Fräulein . . .« begann er endlich.

»Ich habe Sie beobachtet,« unterbrach sie ihn in gränzenloser Angst mit gedämpfter Stimme. »Was haben Sie vor?«

»Es sind Männerangelegenheiten, mein Fräulein,« erwiderte Jener, »und ich eile ein Haus zu verlassen, in welchem Niemand mir wohlwill, und wo mir eben noch die kränkendste Beleidigung widerfuhr.«

»O, reizen Sie den Marchese nicht; mein Vater will Ihnen wohl . . .«

»Ihr Vater? . . .«

»Gewiß, und nur des Marchese Einflüsterungen gelang es, ihn ungünstiger gegen Sie zu stimmen. Lassen Sie den Marchese; Sie wissen, wie hoch mein Vater ihm verpflichtet ist, ein ihm zugefügtes Leid könnte Sie für immer mit meinem Vater entzweien . . .«

»Und meine Ehre? . . .« fragte Johannes bitter.

Eine Thräne stahl sich über des Mädchens Wangen.

»Vergessen Sie die Kränkung, wenn es möglich ist . . . thun Sie es um meinetwillen!« und stärker drückte sie die Hand des jungen Mannes.

»Ich begreife nicht . . . dieser Antheil, welchen Sie an mir nehmen . . . diese freundliche Güte . . .«

»Ist Ihnen auffallend?« fragte sie, und ein fester Entschluß schien in ihr aufzukeimen.

»Ich gestehe, daß es mich überrascht . . . Sie, die Sie so freundlich gegen jeden Andern, stets so kalt gegen mich waren . . .«

»Johannes!« sagte sie mit einem Tone schmerzlichen Vorwurfs, und blickte ihm mit Liebe und Vertrauen in das Auge. »Und wollen Sie meine Bitte erfüllen? Oder wollen Sie mich noch länger foltern, mir ein Geständniß erpressen . . .« sagte sie zitternd, und verbarg ihr in holder Schaam erglühendes Gesicht an seiner Brust.

»Adele!« rief er in unsäglichem Entzücken, zog sie fester an sich, und sie sträubte sich nicht, als er den ersten Kuß der schüchternen Liebe auf ihre rosigen Lippen drückte.

Die Umstände gestatteten nicht, länger zu kosen, und sie trennten sich, Beide bis zum Taumel von Liebe erfüllt. Er gab ihr beim Abschiede noch die beruhigendsten Zusicherungen, obgleich er im Augenblicke kein Mittel sah, die Sache mit dem Marchese anders, als auf dem eingeschlagenen Wege, ehrenvoll zu beendigen.

Der Marchese selbst hatte es übernommen, ihn aus dieser Verlegenheit zu befreien. Schon in der Frühe des folgenden Tages hatte er sich auf eine Geschäftsreise begeben, die eine längere Abwesenheit nöthig machte. Johannes wartete wochenlang, aber immer vergebens, der Marchese ließ sich nicht sehen, und der junge Mann glaubte endlich der Pflicht überhoben zu sein, die Ausführung eines von ihm unwiderruflich gefaßten Beschlusses des Marchese wegen länger aufzuschieben. Noch immer nagte die ihm von Jenem zugefügte Beleidigung mit giftigem Zahne an seinem Herzen; er hielt sich für entehrt, und beschloß daher, seinen lange gehegten Wunsch, nach Rom zu reisen, nur sobald als möglich auszuführen. Er reichte ein Gesuch um Dimission ein, und hatte es wahrscheinlich dem auch aus der Ferne

wirkenden Einfluß des Marcheſe zu verdanken, daß ihm bald die erwünſchte Entlaſſung aus dem Staatsdienſte ertheilt wurde. Nach Rom wollte er reiſen, dort ganz ſeiner Kunſt leben, ſich einen Namen erwerben, — alles Andere überließ er der Zukunft. Vielleicht könnte man auch das noch ein Motiv ſeiner Reiſe nennen, daß er den ihm in tiefſter Seele verhaßten Marcheſe dort zu finden hoffte, deß bloßer Name ſchon ihn zur Wuth entflammte.

Die Liebenden ſahen ſich öfter, wenn auch die verſtohlenen Augenblicke, die ihnen vergönnt waren, unter dem »wunderſüßen Wonnekoſen« der Liebe nur gar zu ſchnell dahin ſchwanden. Daß Adele anfangs gegen ſeine Abreiſe gar mancherlei einzuwenden hatte, verſteht ſich von ſelbſt; ſeine Gründe ſiegten indeß, und die Liebenden trennten ſich, nach herkömmlicher Weiſe, mit den ſtärkſten Schwüren ewiger Liebe und Treue.

Johannes befand ſich nun bereits drei Jahre in Rom; in den erſten beiden erhielt er häufig Briefe von ſeiner Adele, in dem letzten kamen ſie ſeltener, und blieben endlich ganz aus. Das beunruhigte ihn; dennoch ſchrieb er es nur widrigen Verhältniſſen zu, und war feſt überzeugt, daß ſie noch immer mit eben der Treue an ihm hinge, als er an ihr. — Alles Suchens und Fragens ungeachtet hatte er den Marcheſe nicht finden können, und war feſt

zeugt, daß derselbe nicht in Rom sei, da selbst seine geschwätzige Hauswirthin, eine Frau, welche alle Stadtneuigkeiten wußte, und sich, seiner vielen Fragen wegen, förmlich auf Kundschaft gelegt hatte, ihm stets von Neuem versicherte, derselbe sei fort. —

Alles das kam ihm jetzt, wie gesagt, so lebendig in das Gedächtniß zurück, und der Gedanke an Adele und ihr Schweigen erfüllte ihn mit solcher Angst, daß er sich, zu seiner Beruhigung, und da ihn in Rom für den Augenblick nichts fesselte, vornahm, sobald als möglich eine Reise in die Heimath zu machen, und vor allen Dingen die seiner Ruhe so gefährlich gewordene verführerische Camilla mit keinem Auge wiederzusehen. —

— Als Johannes am folgenden Morgen erwachte, stand Giulio, ein junger Italiener mit gebräuntem Gesicht und schwarz glänzendem Haar, sein Freund und Kunstgenosse, an seinem Lager, und schalt den Säumigen, daß er, uneingedenk ihrer Verabredung die herrlichsten Stunden des Morgens verschlafe. In der That hatte unser Maler völlig vergessen, daß er mit dem Freunde einen Ausflug nach der Villa Borgheſe beschlossen, und würde den heutigen Tag gern zu Vorbereitungen für seine Reise benutzt haben; aber Giulio drang so sehr in ihn, daß er nachgeben mußte, und bald athmeten die beiden Maler vor den Thoren Roms die frische

balsamische Morgenluft. Beide waren ungewöhnlich heiter gestimmt: Giulio vielleicht durch den schönen Tag; Johannes aber sah sich, nun er den festen Entschluß gefaßt hatte, der Heimath einen Besuch zu machen, bereits auf dem Wege dahin, und mit jeder Meile, die er in Gedanken zurücklegte, tauchten neue freundliche Bilder der Vergangenheit auf, bis endlich das alte Mainz mit seinen hohen Thürmen und Mauern und dem majestätischen Strome vor ihm aufstieg. Nun war des Jubels kein Ende, die hellen Thränen freudiger Rührung rannen ihm über die Wangen, er hätte die ganze Welt küssen mögen vor Wonne. Da sich das aber nicht wohl thun ließ, so begnügte er sich, seinen Freund so herzhaft in die Arme zu schließen, daß dieser sich in das wunderliche Benehmen des Deutschen gar nicht finden konnte und ihn fragend anschaute.

»Du begreifst nicht, Giulio, was mich so ausgelassen macht ... wahrlich, weiß ich doch selber kaum, wie mir so recht eigentlich zu Muthe ist. Du kennst meine Sehnsucht nach dem Vaterlande ... in wenig Tagen wird dieselbe befriedigt sein. Ja, Giulio, ich reise ... auf kurze Zeit ... vielleicht auch auf längere ... werde mein liebes Mainz wiedersehen und in demselben ..... so Gott will ...«

Ein halb offener Wagen kam ihnen entgegen

und fuhr eben in raschem Trabe an ihnen vorüber. Zwei Damen saßen darin, beide in fremder Tracht, eine ältliche Dame, welche Johannes nicht kannte, ... und eine jüngere ... Krampfhaft faßte er Giulio's Arm ... eine Leichenblässe überzog sein Gesicht. Sollte er recht gesehen haben? Diese Züge ... dieses Auge, dieses Haar ... Nein, es war nicht möglich! Eben diejenige, deren Anblick ihn electrisch durchzuckte, ihm das Herz erstarrte, hatte so theilnamlos, so fremd, so gleichgültig ihn angesehen, auch nicht durch die geringste Veränderung ihrer Züge verrathen, daß sie ihn kenne ... nein, seine durch die lebendige Erinnerung aufgeregte Phantasie hatte ihre Traumbilder der Wirklichkeit geliehen, um mit dem armen Maler einen grausamen Scherz zu treiben.

Johannes hatte die Lust zum Weitergehen verloren und da Giulio alle seine Fragen unbeantwortet sah, so willigte auch er gern in die Rückkehr und bald sah Rom die beiden Freunde von ihrer kurzen Wanderfahrt heimkehren.

Mehrere Tage waren vergangen, und Johannes traf nun die ernstlichsten Anstalten zur Reise, so daß ihm immer leichter um das Herz wurde, und selbst das jüngst auf dem Spaziergange nach der Villa Borgheſe Erlebte ihm jetzt eben als nichts weiter erschien, als wofür er es vernünftiger Weise zu nehmen

hatte, eine Selbsttäuschung, eine Art sinnreicher Clairvoyance, die in seiner Stimmung und bei einem Maler keineswegs unnatürlich war. Was ihn damals so heftig erschütterte, hatte jetzt nur noch seine Sehnsucht befeuert; denn nie war Adele's Bild so frisch und lebendig vor ihn getreten, als in jenem Augenblicke, wo er sie lebend vor sich zu sehen wähnte.

Allmälig schwand die Aufregung, und Johannes wurde wieder der thatkräftige, heitere, verständige Mann, der er vordem gewesen. Er begann ruhiger zu überlegen, und fand, je mehr er nachdachte, immer mehr Thorheiten auf, die er in den letzten Tagen begonnen. Sein Benehmen kam ihm oft herzlich lächerlich vor, und an die Meinung, welche Signora Camilla nun von ihm hegen mußte, mochte er gar nicht denken. Er hatte ihr fest gelobt, am folgenden Tage wiederzukommen und ihr Portrait zu beginnen; er hatte sein Wort gebrochen und ... mußte es sich schaamvoll gestehen ... mit knabenhaftem Leichtsinn, ohne allen Grund. Was hatte das Mädchen ihm gethan, wodurch sie diese Geringschätzung verdient hätte? Was konnte sie für ihre, allerdings entzückende Schönheit? Die ganze Schuld lag auf ihm. Zwar war sie freundlich gegen ihn gewesen ... konnte sie aber wohl anders, zumal da der Ruf ihr wahrscheinlich gemeldet hatte, wie selten er sich zu Portraits verstand? auch kam man ihm ja

überall mit Artigkeit entgegen. Wie wenig sie seine leidenschaftliche Kühnheit billigte, bewies sie ihm ja deutlich genug durch die Strenge, mit welcher sie einen Ausbruch derselben zurückwies, so daß es ihm immer klarer wurde, daß Alles, was er in einem Augenblicke für Künste der Verführung gehalten hatte, im Grunde nichts als sein eigener Leichtsinn gewesen war, daß er also ein gegen sie begangenes Unrecht gut zu machen habe. Dazu wäre er auch gern bereit gewesen; Adele's Bild schützte ihn vor jeder Versuchung ... aber wie sollte er es anfangen? womit sich entschuldigen? wie auch nur den Weg zu ihr finden, da er weder ihren Wohnort, noch ihren Familiennamen wußte? Das Alles waren Fragen, die er sich nicht beantworten konnte, und die allem Anschein nach sich von selber nie lösen würden, so daß er es endlich für am gerathensten hielt, die Sache dem guten Glück zu überlassen, und dieses zögerte denn auch nicht, die ihm übertragene Angelegenheit recht bald zu vermitteln.

Eines Abends kam er zu Hause, als ihm ein kleiner, nachlässig gefalteter, die schönsten Wohlgerüche ausströmender Brief eingehändigt wurde, der während seiner Abwesenheit abgegeben worden war. Daß der Brief von einer Dame kam, ließ sich schon aus der Handschrift und dem Aeußern errathen. Aber von wem? Er öffnete und las:

»Ihr habt nicht Wort gehalten, Signor; »Ihr verspracht meine Bitte zu erfüllen, und ich »hörte immer, dem Deutschen sei sein Wort hei»lig. Morgen zur Vesperzeit steht mein Wagen »bereit und wird mir wenigstens Nachricht brin»gen, warum ich die Ehre Eures Besuchs ent»behren muß.

Camilla."

Aergerlich schlug Johannes sich vor die Stirn und schämte sich; indeß wußte er doch nun wenigstens, wie er die Vernachlässigung wieder gut machen konnte.

Kaum läutete es zur Vesper, als Johannes an dem Cumäischen Thore erschien; schnell wie das erste Mal rollte der Wagen mit ihm dahin und hielt bald vor dem bekannten Landhause. Johannes nahm seine Mappe unter den Arm, dasselbe junge Mädchen empfing ihn, führte ihn vor dasselbe Zimmer und verschwand wie damals. Plötzlich fühlte der junge Maler all' seinen Muth dahinschwinden, bang und beklommen wie das erste Mal trat er ein und stand vor Signora Camilla. Obschon zuvorkommend und artig, lag dennoch in ihrem Gesichte ein Zug, welcher deutlich verrieth, wie sehr sie sich gekränkt fühlte.

»Setzt Euch, Signor,« sagte sie mit affectirter Kälte; »Ihr seid gewiß von den vielen Geschäften

ermüdet, welche Ursache waren, daß Ihr Euer Versprechen so lange vergessen konntet.«

»Ganz recht, Signora, nur wichtigen Geschäften dürft Ihr die Schuld beimessen.«

»Ich thue es, um Euretwillen; denn ein solcher Mangel an Galanterie gegen eine Dame wäre unverzeihlich.«

Johannes wußte nichts zu erwidern, rückte schweigend einen Tisch zurecht und kramte seine Mappe aus. Camilla nahm eine passende Stellung an, ohne von ihrem gemessenen Ernst zu weichen, und bald war der Maler beschäftigt, die schönen Züge auf die Leinewand zu zeichnen.

»Ihr seht so ernst, Signora,« sagte er nach einer Weile, nachdem er verschiedene Male bereits corrigirt hatte. »Das Bild wird starr, während ein leichtes Lächeln demselben Leben giebt.«

Camilla bemühte sich, seinem Wunsche Folge zu leisten; aber das Lächeln blieb erzwungen, und ließ nichts von jenem Zauber erkennen, der ihr Gesicht sonst belebte. Johannes sah die Unmöglichkeit ein, unter diesen Umständen ein gutes Bild zu liefern und mußte die Sitzung aufheben.

»Hier scheitert meine Kunst, Signora, der kalte Ernst will aus Eurem schönen Gesichte nicht weichen, vielleicht habt Ihr morgen eine rosigere Laune. Befehlt Ihr, daß ich zur Vesper mich einstelle?«

»Wie's Euch beliebt, Herr Maler. Nur vergeßt nicht, beſſer Wort zu halten.«

— Ehe noch am nächſten Tage die Vesperglocke läutete, war Johannes am Thore und bald bei Signora. Sie empfing ihn mit offenbarer Freude, an die Stelle des Ernſtes war wiederum jene gewinnende graziöſe Freundlichkeit getreten, die den Maler ſchon einmal ſo manche bittre Stunde gekoſtet hatte. Dennoch war ſie zurückhaltend, — jedem Unbefangenen hätte dieſe Zurückhaltung vielleicht etwas erzwungen geſchienen; aber für den jungen Maler war ſie das gefährlichſte Netz, welches ihm geſtellt werden konnte. Er fühlte nur um ſo tiefer, wie die Schuld nun ſo ganz auf ſeiner Seite war, wieviel er alſo gut zu machen habe, ſuchte ſich ihr daher von der beſten Seite zu zeigen, um ſich Verzeihung zu erwerben, und fühlte ſich hochbeglückt, als das ſchöne Mädchen immer mehr Vertrauen zu ihm wiederzugewinnen ſchien. Wie fein, undurchdringlich und mannigfaltig ſind die Schlingen, die Weiberliſt dem Unerfahrnen, und dem, welchem die Natur ein empfängliches Herz und heißes Blut gab, ſo künſtlich und des Erfolges gewiß legt! — —

Die Art, wie es ihm gelungen war, die Gunſt Camilla's wiederzugewinnen, ſchmeichelte der Eitelkeit des jungen Mannes; er beſuchte ſie täglich, immer höher erhob ihn ſein Stolz, ſo daß er gar

bald triumphirend auf das schöne junge Mädchen hinabsehen zu können wähnte. Ihm ahnete nicht, daß die stolze Römerin, welche so unbefangen mit ihm umging, von heftiger glühender Leidenschaft zu ihm verzehrt wurde, ihm ahnte nicht, daß er sich trotz aller Vorsicht in ihren Schlingen gefangen hatte; denn er glaubte in stolzer Verblendung, sie, die ihm nun ebenfalls wieder in einem reizendern Lichte erschien, sei die Besiegte. —

Bald sahen sie sich auch zu andern Stunden, und nicht selten geschah es, daß Johannes ganze Tage auf der Villa der schönen Römerin zubrachte. Camilla wurde ihm mit jedem Wiedersehen reizender, und bald verabscheute er Alles, was ihn von ihr fernhielt. Fiebrisch wogte sein Blut, so oft er an sie dachte, ein glühendes Feuer durchzuckte ihn, so oft sie in seine Nähe kam, oder ihn berührte, selbst sein Schlaf war unruhig, und dieses wirre Treiben und Durcheinanderwogen der Sinne brachte ihn auf Augenblicke dem Wahnsinn nahe, so daß er schaudernd vor jeder Ruhe, die ihn zur furchtbarsten Selbsterkenntniß führen konnte, zurückbebte. Nur bei ihr war ihm noch wohl, nur im süßen Plaudern und Kosen mit ihr genoß er jene Wonne, deren plötzliche Vernichtung er fürchtete. —

So war es einst schon spät geworden; unaufschiebbare Geschäfte, langdauernde Besuche vorneh-

mer Fremden hatten ihn den ganzen Tag über gehindert, nach Camilla's Landhause hinaus zu fahren. Endlich war er frei, eilte hastig zum Cumäischen Thore und wunderte sich, hier den Wagen nicht zu finden. Aber seine Sehnsucht ließ ihn nicht ruhen, und ohne auf den Wagen zu warten, machte er sich mit raschem Schritte zu Fuß auf den Weg nach der Villa, obgleich der Abend bereits dämmerte.

»Signor! ... Signor! ...« rief ihm seine Wirthin nach, »ich habe eine wichtige Nachricht für Euch! ...« aber er hörte nicht.

Erhitzt von Verlangen und dem raschen Schritte kam er bei der Villa an ... der Abend war bereits herab gesunken, und Camilla's Landhaus hell erleuchtet. Johannes tritt ein, eilt die bekannten Stiege hinauf, will die Thüre zum Vorgemach öffnen ... sie ist verschlossen. Er pocht ... Niemand hört, und doch war es ihm, als habe er deutlich Stimmen vernommen. Er pocht abermals, stärker ... und als nun auch jetzt sich nichts regt, als dieselbe Stille ihn martert, wie vorher, da ergreift ihn eine unsägliche Angst, und er schlägt mit beiden Händen gegen die verschlossene Thür, als gälte es, Todte zu erwecken.

Das half; nach wenigen Secunden wurde von innen der Riegel zurück geschoben, und Biondina,

das Kammerzöfchen, welches ihn gewöhnlich empfing, ſtand vor ihm.

»Ich fürchte, Signora wird in Ohnmacht gefallen ſein. — Halt, Signor, halt ... verweilt einen Augenblick! ...«

Aber er hörte und ſah nicht; glühendes Verlangen trieb ihn vorwärts, und ohne auf Biondina's Verſuche, ihn zurück zu halten, zu achten, ſtürmte er dahin, flog durch die Vorzimmer und öffnete die Thür zu Camilla's Gemach

Camilla ſtieß einen Ausruf des Schreckens hervor, und bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht, und Johannes fühlte ſich von Eiseskälte durchſchauert, als er in einer Vertiefung des Fenſters einen Mann gewahrte, der mit geiſterbleichem Geſichte daſtand, und ſeinen ſtechenden Blick bald auf Signora, bald auf Johannes ruhen ließ.

»Giulio!« preßte dieſer mit klangloſer Stimme hervor, denn er hatte in demjenigen, welchen er hier traf, ſeinen Freund erkannt.

Alles ſchwieg. Johannes ſah fragend bald auf den Freund, bald auf Camilla, mit verwirrtem Blicke, die Hände weit vor ſich ausgeſtreckt, während Camilla's Augen am Boden hafteten, und ihre gewöhnliche Selbſtbeherrſchung ſie ganz verlaſſen zu haben ſchien. Giulio's Aeußere war ruhig, nur dann und wann zuckte ein leiſer Hohn um ſeinen

Mund, aus seinen Augen sprühte ein wildes Feuer und verrieth die Gluth seines kochenden Innern, während er mit untergeschlagenen Armen ruhig der Lösung dieser Scene entgegen zu sehen schien. Endlich aber mochte es ihm doch zu lange währen. Noch einen stechenden Blick warf er auf Johannes, erhob dann stolz sein Haupt, als wolle er dadurch zeigen, daß er hier Herr sei, und ging auf Camilla zu.

Der Augenblick der Entscheidung war nun gekommen, den Jeder gefürchtet zu haben schien. Camilla sah vor und hinter sich einen Abgrund, sie stand zusammengebrochen da und hielt sich für rettungslos verloren. Da plötzlich schien bei Giulio's Herannahen ein rascher Entschluß in ihr aufzuflammen. Sie richtete sich auf, warf einen forschenden Blick auf Johannes, der noch immer bewegungslos dastand, und warf sich, vor Giulio zurückweichend, in seine Arme.

»Rette mich!« rief sie, »rette mich vor diesem Menschen!«

»Camilla!« stieß Giulio entsetzt hervor, und hielt sich zurück taumelnd, krampfhaft an einem neben ihm stehenden Tische.

Johannes ließ das zitternde Mädchen sanft auf eine Ottomane nieder.

»Giulio!« sagte er dann, »Du bist mir feindlich in den Weg getreten . . .«

»Du hier, Johannes? Dich habe ich hier nicht erwartet ... nein, bei Gott, Dich nicht! ... Du kennst Camilla?«

»Ich liebe sie!«

»Du liebst sie?« stammelte er, bleich wie der Tod, während seine Arme kraftlos niedersanken. »Liebst Camilla?«

»Du hörst's,« antwortete Johannes mit Ungeduld.

»Und sie ... erwidert diese Liebe?« forschte Jener zögernd, mit unsicherer Stimme, als fürchte er sich, die Bestätigung des Argwohns zu hören, der eigentlich keiner Bestätigung mehr bedurfte.

»Hier ist der Ort nicht für Erklärungen,« sagte Johannes ernst. »Doch scheint es mir nach dem Vorgefallenen, daß, was Dich auch hierher führen mochte, Deine Anwesenheit jetzt weder nöthig, noch angenehm mehr sein kann.«

»Ja, Du hast Recht ... es hält mich hier nichts mehr ... nichts. Ich habe lange in unbegreiflicher Verblendung gelebt ... das ist vorüber ... es hält mich hier nichts mehr. Wir, Johannes, sehen uns wieder!«

Noch einen Blick warf er auf das schöne, regungslos auf der Ottomane da liegende Mädchen, und verließ rasch das Gemach, während Johannes ihm mit bitterm Vorwurf in den Zügen nachblickte.

Er war heftig erregt. Camilla's ängstliches Flehen, Giulio's Erblassen, seine Beschämung, Alles schien ihm des Freundes Verrath zu bestätigen ... und dagegen wieder die Sicherheit, welche in Jenes Benehmen sich aussprach, Camilla's Schreck, als er unerwartet in das Zimmer trat ... er befand sich in einem stürmenden Meere von Zweifeln, aus welchem ihm kein rettender Port entgegen lachte.

Er wandte sich wieder zu Camilla, welche halb aufgerichtet, aber mit abgewandtem Gesichte dasaß, den Kopf auf die Hand gestützt ... und als er das schöne Mädchen dasitzen sah, als sie allmälig das Gesicht erhob, mit der Hand das üppig sie umwallende dunkle Haar von der Stirne strich, und ihn mit einem langen tiefen Blick anschaute, da war auf das Neue all seine Besonnenheit dahin, aller Verdacht zerstreut, und losgerissen von Vergangenheit und Zukunft, fühlte und kannte er nichts, als die entzückende Gegenwart.

»Camilla!« preßte er sehnsüchtig hervor, während sie ihm beide Hände entgegen streckte.

Johannes bebte vor Wonne; er sank vor ihr auf die Knie nieder und bedeckte die dargebotenen Hände mit Küssen.

»Gianettino,« sagte sie halb flüsternd, indem sie ihre weiche zarte Hand auf seine brennende Stirn

legte; »Geliebter! ... wie glühen Dir Stirn und Wangen! ...«

Sie neigte sich zu ihm nieder, ihr Athem berührte ihn ... da wollten die Sinne ihm vergehen. In heftiger Leidenschaft, seiner selbst unbewußt, sprang er auf und umschlang in wildem Entzücken das schöne Mädchen, welches sich nur sanft sträubte. »Du allein,« rief er, »hast diese Gluth in mir angefacht, die mich verzehrt, Du allein kannst sie löschen, und Du wirst es, Engel ... Du mußt es! ... Aber ganz sollst Du mein sein, ganz! ...« und heftig preßte er das glühende Mädchen an seine Brust, und sog sich fest an ihren Lippen.

»Giannettino!« lispelte sie mit brechender Stimme ...«

Da öffnete sich die Thür, und die bekannte Zofe rief halblaut mit ängstlicher Miene ihrer Gebieterin zu: »Signora ... Euer Vater! ...«

»Der Marchese kommt sehr ungelegen,« antwortete Camilla verstimmt.

»Ich habe aus Vorsicht die Salon-Thür verschlossen, Euer Vater zieht sich in seinen Gemächern um, wird aber bald zurück sein, und Ihr wißt, Signora, Marchese Cornaro ist ein zorniger Herr ...«

»Cornaro!« schrie Johannes auf. »Wer wagt es, diesen Namen vor mir zu nennen!«

»Es ist mein Name!« entgegnete sie, Jo-

hannens heftigen Schreck betroffen, »Marchese Cornaro ist mein Vater.«

»Dein Vater! Marchese Cornaro Dein Vater!« schrie entsetzt der junge Maler; eine eisige Kälte durchschnitt sein Herz und machte sein Blut erstarren. »Widerrufe, Mädchen,« sprach er heftig, und drang auf sie ein, indem sich krampfhaft seine Hände ballten. »Der Mensch kann Dein Vater nicht sein.«

»Gianettino!« bat sie, und wollte ihn an sich heranziehen und umschlang ihn schmeichelnd mit ihren Armen. »In Deinen Armen kümmert mich kein Name, kein Himmel, keine Hölle ... denn ich liebe Dich grenzenlos, mein Geliebter! ...« Inniger schmiegte sie sich an ihn; aber er lachte höhnisch auf, machte sich von ihren umschlingenden Armen los, trat ein paar Schritte zurück, und sagte mit furchtbarer Kälte:

»Ihr wolltet mich um meine Seligkeit betrügen, Signora ... Es ist Euch schlecht gelungen!«

Damit drehte er sich um und wollte sie verlassen. Der Name Cornaro hatte ihn wunderbar aufgeregt. Tausend Erinnerungen tauchten wie mit einem Zauberschlage auf, wie ein Blitz zuckte es durch die Nacht seines Wahnsinnes, und er erkannte schaudernd die Klippe, von welcher ein Schritt ihn in den fürchterlichsten Abgrund gerissen haben würde. Er hätte den Namen segnen mögen, welchen er verflucht, und

war eben im Begriff, über die Schwelle zu treten, um ein Haus zu verlassen, welches ihn jetzt mit unheimlichem Grauen erfüllte, als Camilla wie in Verzweiflung sich von der Ottomane erhob, auf welche sie gesunken war, und, als wolle sie ihn festhalten, ihm nacheilte und mit herzzerreißendem Flehen rief: »Johannes, ich habe mehr gethan, als ein Weib darf ... habe Dir ohne Hehl meine grenzenlose Liebe gestanden ... bleibe bei mir, Johannes ...«

Johannes stand zögernd still ... er drehte sich um ... da lag die stolze Römerin vor ihm auf den Knieen, ... tiefe Seufzer entquollen ihrer ringenden Brust, welche das schöne Haar wild umflatterte, und mit einem Blicke der Verzweiflung streckte sie die Arme sehnend ihm entgegen.

Der junge Maler sah sie da liegen; ruhig, ungerührt, ohne Bewegung blickte er sie an, nur ein leiser Zug bittern Hohnes spielte um seinen Mund. Kalt schaute er die ganze Fülle von Reizen an, welche ihn eben noch entflammt hatten, und sagte mit schneidender Kürze:

»Steht auf, Signora; es hilft zu nichts ... Ihr habt verspielt ... Werft Eure Netze nach einem andern Opfer aus. Ich habe eine Braut daheim!«

Eine Marmorblässe überzog Camilla's Wangen. Schaam und der tödtlich verwundende Schmerz ge-

standener, verschmähter Liebe drangen vereint auf sie ein und gaben ihr Kraft, sich zu ermannen. Rasch stand sie auf; ihre Lippen preßten sich krampfhaft zusammen. »Eine Braut! ha! sie ist's! . . .« rief sie plötzlich, wie sich besinnend, und fuhr mit der Hand an die Stirn; ihre Augen funkelten unheimlich und mit einem durchbohrenden Blicke auf Johannes, verschwand sie durch eine Seitenthür.

Von unnennbarer Angst getrieben, eilte Johannes hinab und war draußen kaum einige Schritte gegangen, als eine dunkle Gestalt an ihn herantrat. Es war Giulio.

»Ich wollte Dir auflauern, Gianettino,« sagte er dumpf, »denn Du warst meinem Stolze und meiner Liebe hindernd in den Weg getreten, und . . . ich bin ein Italiener«

»O, wohl schien die Stimme, welche an jenem Abende die Serenade sang, mir so bekannt. Verzeihe dem Freunde, mein Giulio, der gleich Dir schändlich betrogen wurde. Beide schuldig, stehen wir beide dennoch unschuldig da . . . Verzeihung! . . .«

Ohne etwas darauf zu erwidern, zeigte der Italiener auf einen mit Pferden bespannten Wagen, welcher in der Nähe angebunden war, dann auf einige hell erleuchtete Fenster im obern Geschoß.

»Marchese Cornaro ist nicht allein gekommen,«

sagte er dann. »Die schöne Fremde, mit welcher er in diesem Wagen anlangte, befindet sich in jenem Gemache.«

Johannes erbebte, von banger Ahnung durchschauert. Bis dicht an eines jener hellen Fenster zog sich ein Balkon; er klomm an einer der Säulen hinauf, bog sich weit über ... ein Flügel des Fensters war geöffnet, und gewährte einen Ueberblick über das ganze Gemach. Zwei weibliche Wesen befanden sich in demselben; die eine saß von ihm abgekehrt, aber diese Gestalt ... diese Bewegungen ... heftiger pochte sein Herz und drohte, ihm die Brust zu zersprengen. Die andere war Camilla. Keine Spur von dem eben Vorgefallenen zeigte sich auf ihrem Gesichte, so oft sie mit der Fremden redete; ein freundliches Lächeln umspielte ihren Mund, ihre Stirn war glatt, ihr Auge heiter, und durch Schmeicheln und Kosen suchte sie die Fremde aufzuheitern, die, dem Anscheine nach, da ihr Gesicht abgewandt war, tief bekümmert zu sein, allmälig aber durch der reizenden Camilla freundliche Liebesworte heiterer gestimmt zu werden schien.

»Warum so ernst, mein Täubchen ... süßes Mädchen ...« lispelte Camilla, indem sie ihr leise über die Wange fuhr. »Es ist so schön unter Italiens blauem Himmel, und meine Liebe soll Dich Dein kaltes, freudloses Deutschland bald vergessen machen.«

Johannes durfte nicht mehr zweifeln; die Fremde war eine Deutsche ... Alles traf zu, und kaum konnte er sich zurückhalten, daß er nicht in das Zimmer drang und die Geliebte in seine Arme schloß.

»Der Abend ist schwül, die Luft drückend, ein Trank kühlenden Sorbetto's wird uns erquicken,« sagte Camilla und näherte sich einem Marmortische, auf welchem ein silberner Pokal stand, während die Fremde den Kopf auf die Hand stützte.

Plötzlich zog die Römerin ein kleines Papier aus dem Busen hervor, blickte flüchtig zur Seite nach der Fremden hin, die immer noch ruhig dasaß und vor sich hinschaute, und schüttete dann rasch, von jener ungesehen, während ein Blitz des Hohns aus ihren Augen zuckte, ein weißes Pulver in den Becher.

Kaum war dieses jedoch geschehen, als eine Leichenblässe ihre Züge überflog; sie schien einen Augenblick zu zaudern, stützte sich auf den Tisch und es war, als ob die Kniee unter ihr zusammenbrechen wollten, sie schien in ihrem Plane zu schwanken, und die Kraft zu verlieren, das auszuführen, wozu die Rache für verhöhnte Liebe sie trieb. Aber der Gedanke an die eben erlebte Schmach in dem Augenblicke, wo sie zu triumphiren wähnte, gab ihr Muth und Fassung wieder. Dennoch zitterte ihre Hand, als sie den Becher vom Tische nahm; die Worte schienen ihr im Munde erstorben zu sein, und nur

mit unsicherer Stimme und bebend konnte sie die Fremde zum Trinken einladen.

In stummer Erwartung lauschte Johannes auf jede Bewegung, grenzenlose Angst schnürte ihm die Brust zusammen, kaum wagte er zu athmen, und hielt das eiserne Geländer des Balkons umklammert. Ohne Kraft sich zu regen, hatte er in Todesqual Camilla's Treiben zugesehen, als diese nun aber der Fremden den Becher darreichte, als die Fremde ahnungslos denselben nahm, und ihn bereits nach den Lippen bewegte, da war es, als sprengte die ungeheuerste Angst die Fesseln, welche ihn bisher gelähmt. Mit einem Sprunge war er im Zimmer und stand neben den beiden Mädchen.

»Giftmischerin!« donnerte er mit entsetzlicher Stimme, und schlug der Fremden, welche erschrocken aufgestanden war, heftig den Becher aus der Hand.

Bleich wie der Tod im krampfhaft zuckenden Gesichte, stürzte Camilla mit einem Schrei des Schreckens und der Verzweiflung rücklings zu Boden.

»Adele! meine Adele!« rief der junge Maler dann. Das Entzücken schien Adelen, — denn sie war es — tödten zu wollen. Krampfhaft hob sich ihre Brust, sie rang nach Athem, wollte reden, aber vermochte es nicht; alle ihre Worte lös'ten sich in einen einzigen gebrochenen Schrei unaussprechlicher

Wonne auf; sie erhob zitternd die Hände, bog sich zurück, als könne sie an die Erscheinung nicht glauben, welche sie vor sich sah, und stürzte dann ohnmächtig an die Brust, in die geöffneten Arme ihres so lange und so treu geliebten Johannes.

Da nahten heftige Schritte, die Thür wurde aufgerissen und mit vor Wuth geröthetem Gesicht, mit funkelnden Augen, stürzte der Marchese in das Gemach. Johannes ließ das ohnmächtige Mädchen sanft auf einen Stuhl niedergleiten, und stellte sich vor dieselbe, um jedem Versuche des Marchese, sie ihm zu entreißen, Trotz zu bieten.

»Wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, Euch in meine Villa zu drängen?«

»Ruhig, Herr Marchese; ich kam, mein Eigenthum zurückzufordern, das Ihr mir gestohlen habt.«

»Nichtswürdiger!« schrie Jener in wilder Verzweiflung; denn er hatte seinen Gegner erkannt, und sah nun, daß er trotz seiner jahrelangen Bemühungen, trotz Allem, was er gethan, nun, da er die Früchte zu genießen dachte, auf dem Punkte stand, Alles mit einem Schlage zu verlieren.

»Gieb das Mädchen heraus, deutscher Räuber!« knirschte er.

»Nimmermehr!« entgegnete Johannes. »Gebt den Weg frei, Marchese; denn Eure Mühe ist ver-

geblich!« fügte er hinzu, und wollte die Ohnmächtige, welche eben erst Zeichen des Lebens gab, auf den Arm heben, um sie hinab zu tragen, als er sah, wie der Marchese wuthentbrannt den Degen aus der Scheide riß und im Begriff war, ihm denselben durch die Brust zu stoßen. Zum Glück gewahrte er es früh genug ... eine rasche Wendung ... ein Griff ... und der Marchese war entwaffnet, und stampfte in ohnmächtiger Wuth mit den Füßen.

»Siehe, Du verworfener Bösewicht,« sagte der junge Maler mit furchtbarem Ernste, »was könnte mich hindern, für Alles, was Du mir gethan, jetzt furchtbare Rache an Dir zu üben, wenn nicht Deine eigene Erbärmlichkeit es thäte. Zurück sage ich!« rief er drohend, umfaßte das halb bewußtlos sich ihm anschmiegende Mädchen mit dem linken Arme und streckte mit dem andern den Degen vor sich hin, um sich, wenn Gott nicht hülfe, mit Gewalt den Weg zu bahnen.

Aber des Marchese Verzweiflung war nur noch höher gesteigert; er riß seinen Dolch aus seinem Gürtel, und stürmte rasend auf den jungen Maler ein.

Zurück!« schrie dieser, auf Alles gefaßt, »oder Du rennst in meine Klinge.« Aber Jener achtete seiner Warnung nicht und Johannes fühlte schau-

dernd, wie die Spitze seines Schwertes in die Brust des Marchese drang, der in dumpfem Falle zu Boden stürzte und sich röchelnd in seinem Blute wälzte.

Eben, als Johannes mit seiner süßen Last das Zimmer verlassen wollte, erwachte Camilla aus ihrer Erstarrung; aber er zögerte nicht bei derselben, und eilte hinab zu dem harrenden Freunde.

»Nun rasch in den Wagen!« rief dieser; Adele wurde hinein gehoben und Johannes setzte sich neben sie. Giulio schwang sich auf den Vordersitz, ein Peitschenhieb setzte die Pferde in Trab, und als der Wagen nun so durch die frische Nachtluft dahin fuhr, erholte Adele sich bald an der Brust des Geliebten.

Die kurze Strecke, welche sie zu fahren hatten, war hinreichend, um Alles, was die Vergangenheit für Beide Räthselhaftes haben mochte, aufzuklären. Adele's Vater war gestorben und sie selbst dem Marchese dadurch ganz in die Hände gegeben, der sie mit nach Italien genommen hatte, da er glaubte, daß in Deutschland, wo ihr Alles so bekannt war, ein fremder Einfluß seinen Bewerbungen im Wege stehe. Die Briefe, welche die beiden Liebenden einander geschrieben hatten, mußten wohl aufgefangen sein, denn auch sie hatte nicht einen einzigen bekommen. —

In wenig Tagen reis'ten sie nach Deutschland ab, und leben jetzt in ungestörtem Glück auf dem

erwähnten Landgute, welches Johannes nicht fern von Mainz am Rhein besitzt.

Giulio ließ sich durch keine Bitten bewegen, mit ihnen Rom zu verlassen. Nie gab er dem Freunde Nachricht von sich, und erst lange nachher erfuhr Johannes, daß der von ihm so innig geliebte Freund, auf's Neue in Camilla's Netzen gefangen, ein Opfer seiner rasenden Leidenschaft geworden sei.

Zweifacher Tod.

»So sind Sie denn also, Doctor, von Cairo nach Alexandrien zurück gekehrt und gehen jetzt nach Constantinopel, um die Seuche in ihrer Quelle aufzusuchen?« fragte Ernst, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm und ein Glas Wein trank.

»Was soll ich in Egypten machen? Es giebt hier keine Pest mehr,« sagte der Doctor, indem er mit der weißen Hand über seine breite, hohe Stirn fuhr.

»Wir wollen an Cairo und an das Jahr 1835 gedenken!«

»Eine schreckliche Schlacht, die fünf Monate dauerte, und in welcher achtzigtausend Opfer fielen.«

»Sie sollen nachher als Arzt Zutritt in den Harems gehabt haben. Sie glücklicher Doctor! Das ist ein süßer Lohn für die überstandenen Gefahren.«

»Ich sah den Despotismus der Harems in der Nähe, diese Pest, die vielleicht schwieriger auszu-

rotten ist als jene. Wie vieles werde ich zu erzählen haben, wenn ich nach Europa zurückgekehrt bin!«

»Sie werden ein Werk darüber schreiben?«

»Ja, gewiß, und ein Capitel daraus will ich Ihnen jetzt gleich mittheilen.«

Ernst schenkte dem Doctor ein, schnellte mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarre, stützte sich mit dem linken Ellnbogen auf den Tisch und hörte aufmerksam zu.

»Eines Abends,« begann der Doctor, »saß ich nach einem heißen Tage auf der Terrasse meines Hauses in Boulak, allein in Gesellschaft meines Tschibuk, indem ich meinen Kiew machte, wie der beste Muselmann, das heißt, an gar nichts dachte, obschon ich Doctor war. Mein Blick ruhte aufmerksam bald auf dem Nil, der von Gondeln mit in dem Abendwinde schwellenden Segeln durchfurcht wurde, bald auf dem großen Cairo, das mit seinen Minarets und Kuppeln einen bei weitem malerischeren Anblick darbietet, als irgend eine unserer europäischen Städte.

»Plötzlich erschien mein Diener Ibrahim und sagte mir mit aller egyptischen Gravität:

»»Man verlangt nach Dir im Harem Bekir-Pascha's. Ich habe Dein Pferd angeschirrt.««

»Rasch bin ich im Sattel und reite durch Bou-

laks schweigende Straßen. Ibrahim voran, der ohne Mühe die Menge zur Seite trieb.

»Es war das erste Mal, daß Bekir-Pascha mich in seinen Harem rief; und er hatte mir noch dazu einen seiner schwarzen Eunuchen geschickt, ein Zeichen von Herablassung, durch welches mein Diener Ibrahim sich sehr geschmeichelt fühlte. Allem Anschein nach war die Krankheit bedenklich, und die Gefahr drohend; denn die Orientalen lassen den Arzt nicht in der Nacht holen, und respectiren den Schlummer eines Jeden, selbst ihres Arztes. Als ich in dem inmitten eines herrlichen balsamisch duftenden Gartens gelegenen Pallaste Bekir-Pascha's ankam, fanden wir das ganze Haus in großer Aufregung. »Die kranke Person kann weder ein Mameluck noch ein Sklave sein,« dachte ich. In der That war ich kaum in den Empfangsaal getreten, als der Pascha, der in der Attitüde des tiefsten Schmerzes auf dem Divan saß, mir entgegen rief:

»»Meine Gemahlin stirbt!««

»Damit gab er dem schwarzen Eunuchen, der mich nicht verlassen hatte, ein Zeichen, mich in die nicht sehr entfernten Gemächer der Kranken zu führen.

»Hier fand ich auf einem eisernen Bette (ein Luxus, der, trotz der Vorschrift des Korans, welcher auf Divans zu schlafen gebietet, in die Harems

der reichen Muſelmänner gedrungen iſt) ein Weib, deſſen Geſicht und Hände ſorgfältig verhüllt waren; denn ſo überliefern die Orientalen ihre Weiber den Aerzten. Ich fühlte durch die Hülle nach dem Pulſe, wie ich zu thun pflegte, und fand ihn ſchwach, doch raſch. Ein röchelndes Athmen hob den Schleier, der das Geſicht bedeckte, und hinderte am Reden. Ich erklärte, daß die Kranke im Todeskampfe liege, und man brachte die Nachricht zu Bekir-Paſcha, den ich laut ſchluchzen hörte. Ich verlangte nun, das Geſicht zu ſehen, um den Zuſtand der Sterbenden genau beobachten zu können. Der Eunuch widerſetzte ſich und ſagte mir, daß er zuvor den Paſcha fragen müſſe.

»Dieſer erſchien ſelbſt.

»»Was forderſt Du?«« rief er. »»Dieſes Weib iſt meine Gemahlin; ſie war die Lieblingsſklavin Mehemed Ali's, und ich verdanke ſie ſeiner Güte. Nur zwei Männer auf der Erde haben ſie ohne Schleier geſehen.««

»Wohlan,« ſagte ich ruhig, »ſo werde ich der Dritte ſein . . . Oder willſt Du ſie ſterben ſehen?«

»»Rette ſie! rette! ich beſchwöre Dich.««

»So laß mich den Schleier heben.«

»Er machte ein Zeichen der Bewilligung und ich neigte mich über die Kranke, um ihr Haupt zu entblößen.

»Ich erstaunte über die Schönheit (trotz der Nähe des Todes hatten ihre Züge noch jene Mischung von Adel und Wollust, welche die Frauen des Orients charakterisirt) und erkannte mit Schrecken alle Symptome einer Vergiftung. Meine erste Bewegung war, die Natur der Krankheit zu erklären, als mir plötzlich ein Gedanke durch den Geist fuhr und mir zuflüsterte: »Hier ist sicherlich ein Geheimniß verborgen.«

»Ich gab ihr die zweckmäßige Arznei, und die Kranke war gerettet. Sie richtete ihre matten Augen auf mich, und ich glaubte in ihrem Blicke den Ausdruck einer tiefen Dankbarkeit und den Wunsch zu lesen, ein Geheimniß zu offenbaren. Es war mir nicht möglich, einen Vorwand zu finden, um mit ihr allein zu bleiben, würde jedoch Alles darum gegeben haben, dieses Geheimniß zu durchdringen; denn die Frau interessirte mich, und ich sah ein, daß sie das Opfer einer entsetzlichen Kabale war.

»Am nächsten Abende ließ Bakir-Pascha mich zu derselben Stunde rufen. Ich vermuthete einen Rückfall und fragte bei meinem Eintritt nach der Kranken; doch Bekir-Pascha versicherte, daß sie sich besser befinde.

»Er sah düster und wie vom Gewissen gefoltert aus, und doch konnte ich ihn nicht für schuldig halten, da er mich die Kranke sehen lassen und mich be-

schworen hatte, sie zu retten. Als ich in dem Saale umher sah, in welchem wir uns befanden, bemerkte ich, daß alle Ausgänge desselben von mit Dolchen und Yatagans bewaffneten Eunuchen besetzt waren.

»Bekir-Pascha zog finster die Brauen zusammen und redete leise mit mir; seine Seele schien zerrissen zu sein und es war, als vermöchte er einen Gedanken, den er mir mittheilen wollte, nicht über seine Lippen zu bringen.

»»Warum hast Du meine Frau gerettet?«« sagte er endlich düster und gepreßt.

»Du selbst hast mich darum beschworen.«

»»Versetze sie wieder in den Zustand, in welchem Du sie gestern fandest.««

»Meine Pflicht ist, dem Leben zurückzugeben, nicht dem Tode.«

»»Meine Wünsche sind Befehle ,«« preßte Bekir-Pascha hervor, während seine Gesichtsmuskeln sich schrecklich verzogen.

»Und doch schienst Du Deine Frau zu lieben, da Du sie von Mehemed Ali empfangen.«

»Bei diesem Namen verzog sich sein Gesicht noch mehr und er erwiderte in furchtbarer Aufregung mit gewaltsam gepreßter Stimme:

»»Du verlässest diesen Ort nicht eher, bis sie todt ist.««

»Ich begriff das Schreckliche meiner Lage.«

»Furchtbare Wirklichkeit!« dachte ich, »überall wird das Weib vom Manne getödtet. In Europa durch das langsame Gift häuslicher Leiden, im Orient durch das schnellere Gift des Arztes; dort mit Nadelstichen, hier mit Dolchstößen!«

»Es fiel mir eben an dem Beispiele der Frauen ein, daß ich der Gewalt List entgegensetzen könnte; ich sagte daher nach einigen Minuten des Schweigens zu Bekir-Pascha:

»Ich willige in das, was Du von mir verlangst, doch nur unter zwei Bedingungen.«

»Rede,« sagte Bekir-Pascha.

»Erstlich, daß Du das unverletzlichste Geheimniß beobachtest; dann, daß Du mir den Leichnam Deiner Frau zu meinen anatomischen Sectionen giebst.«

»Was die erste Bedingung betrifft,« sagte er, »so haben wir dasselbe Interesse, sie zu erfüllen; und deshalb kann ich ohne Furcht auch die zweite bewilligen. Die Schnelligkeit ihres Todes und ihrer Beerdigung setzen wir auf Rechnung der Pest.«

»Er erhob sich, und wir gingen nach dem Zimmer unsers Opfers. Ich schrieb ein Recept und schickte Ibrahim damit in eine Apotheke im Stadttheile der Franken. Er brachte mir einen Trank, den ich der Kranken darbot. Sie sah mich fest und mit einer gewissen Besorgniß an; ich sah eine finstere Wolke

des Argwohns über ihre blasse Stirn ziehen; doch nach dieser unwillkürlichen Bewegung trank sie muthig, als ob sie mir ihr ganzes Vertrauen hätte beweisen wollen. — Bekir-Pascha stand mit theilnahmlosem Gesichte da. Wir entfernten uns und warteten in dem Besuchzimmer, bis das Opfer todt sei.

»Wovon wir redeten, weiß ich nicht, erinnere mich aber, daß das Gespräch interessant war. Wir rauchten ruhig unsern Tschibuk, als man uns nach einer Stunde meldete, die Kranke sei verschieden. Bekir-Pascha spielte ziemlich gut Komödie; er raufte sich, nicht die Haare (denn die Muselmänner rasiren sich den Kopf), sondern den Bart aus, rannte mit dem Kopfe gegen die Wand und gab alle Zeichen des heftigsten Schmerzes. Er befahl allen seinen Leuten, zur Ruhe zu gehen, weil er keines Menschen Gegenwart mehr ertragen könne. Als Alles schlief, hüllten wir den Leichnam in ein Tuch; dann sagte ich zu Ibrahim:

»Nimm diese Last auf Deine Schultern und geh' voran nach meiner Wohnung.«

»Ibrahim hatte unterwegs den Mund nicht geöffnet; als wir aber vor unserer Wohnung ankamen, sagte er: »Willst Du diesen Leichnam in Deinem Garten begraben?«

»Nein,« antwortete ich; »lege ihn vorsichtig auf einen Divan.«

»Ibrahim that wie ihm befohlen, legte der Todten ein Kissen unter den Kopf, mit jener Aufmerksamkeit und Delikatesse, welche die Araber stets in Bezug auf das schöne Geschlecht zeigen, und wagte nicht einmal, das Tuch aufzuheben, um ihr Gesicht zu sehen, indem er das Geheimniß des Weibes selbst nach dem Tode respectirte.

»Morgen wird sie wieder auferstehen,« sagte ich.

»Er fuhr zwei Schritte zurück, als ob der Leichnam sich schon erhöbe; dann begab er sich zur Ruhe und überließ mich ebenfalls dem Schlummer.

»Die Sonne vergoldete schon längst die Gipfel der Pyramiden, auf den Straßen regte sich bereits das geschäftige Leben, als ich erwachte und mich meinem Schlachtopfer näherte. Auch sie erwachte aus ihrem Todesschlummer; denn die Wirkung des Mittels, welches sie in diese Lethargie versenkt hatte, war zu Ende. Das Blut begann aufs Neue zu circuliren, eine sanfte Wärme verbreitete sich durch ihre Glieder, leise hob sich ihr Busen, und ihre Augen suchten das Licht. Halb über den Divan gebeugt, bewunderte ich dieses zum Leben zurückkehrende Weib. Der erste Gegenstand, welchen sie sah, war ich, und sie warf mir, wie gestern, einen jener bezeichnenden Blicke zu, der deutlich aus-

drückte: »Ich darf nicht reden.« Als sie sich aber plötzlich in einem fremden Zimmer bemerkte, stieß sie einen Schrei aus und rief ihre Sclavinnen bei Namen. Als Alles stumm blieb, wandte sie sich wieder zu mir und sagte ängstlich: »Im Namen des Propheten! wo bin ich? — Träume ich? — Was ist geschehen?«

»Beruhigt Euch; Ihr seid bei einem Manne, der Euch zweimal das Leben rettete und Euch schützen wird. Ihr seid nicht mehr in der Gewalt Eurer Tyrannen und könnt mir Alles offenbaren.«

»Sie beharrte noch immer in ihrem Schweigen; als ich ihr indeß Alles erzählte, was den Tag zuvor geschehen war, entschloß sie sich, ihr Herz mir auszuschütten.

»Ihr wißt, daß ich in dem Harem Mehemed Ali's erzogen wurde. Vor etwa einem Jahre vermählte er mich mit Bekir-Pascha. Drei Monate lang war ich nun die glücklichste Frau, die erste Gemahlin und Gebieterin des Harems. Unter den Sclavinnen meines Harems hatte ich eine junge Schwarze aus Sennar, die mit jedem Tage schöner wurde. Ich empfahl sie meinem Manne, erkannte aber bald, daß ich eine Schlange an meinem Busen erwärmt hatte. Sie benutzte die Gunst des Pascha's, mich zu stürzen, und steckte mit ihrem Hasse gegen nich auch neulich Bekir-Pascha an. Sie wagte es

bald, meinen Befehlen zu trotzen und mir frech die Stirn zu bieten, so daß ich grade öfter bei ihr von meinem Rechte Gebrauch machte, sie peitschen zu lassen. Rache und Ehrgeiz trieben sie zu einem Verbrechen. Nachdem ich vorgestern Abend den Café getrunken, welchen sie mir reichte, empfand ich heftige Schmerzen. Bekir-Pascha wußte nichts davon und da er sich für mein Leben verantwortlich glaubt, so ließ er Euch holen. Als meine Rivalin jedoch mich gerettet sah, hielt sie sich für verloren und wandte in der Nacht alle die glühenden Verführungen einer Schwärzen an, um meinen Gemahl zu bereden, daß er sich von mir befreien müsse. Sie sagte ihm, ich hätte das Geheimniß einer politischen Correspondenz entdeckt, die er mit einem Pascha in Constantinopel unterhielt, und würde ohne Zweifel davon im Harem Ali Pascha's reden. Sie bewies ihm, daß er zwischen meinem und seinem Leben zu wählen habe, eine Wahl, die bei einem Muselmanne nie zweifelhaft ist. Um ihn völlig zu bestimmen, sagte sie ihm, ich stände in einem Liebesverhältniß mit einem jungen Obristen, der sich in weiblicher Kleidung in den Harem Eingang verschafft habe. Sie machte ihm bemerklich, daß er, da er das Recht habe, mich in den Nil zu werfen, auch einem Arzt befehlen könne, mich sterben zu lassen. Sie wollte Euch dadurch über ihr erstes Verbrechen den Mund schließen.«

»Acht Tage waren verflossen, und Suleima freute sich der blühendsten Gesundheit. Sie war schön, wie eine Sultanin, und ich empfand für sie mehr als bloße Theilnahme. Weit entfernt jedoch, ihre Lage zu meinem Vortheil geltend zu machen, sagte ich ihr: »Das Leben ist nichts ohne die Freiheit; Ihr seid frei. Aber Euer Aufenthalt in Egypten kann traurige Ereignisse herbeiführen. Wollt Ihr mir nach Constantinopel folgen?«

»Der höchste Beweis von Achtung,« sagte sie, »den das Weib dem Manne geben kann, ist, daß sie freimüthig mit ihm redet. Nicht Rache, sondern die Liebe führt mich. Ich liebe einen jungen Obristen der Garde und will Mehemed Ali bitten, mir denselben zum Gemahl zu geben. Aber, bei des Propheten heiligem Namen! nach ihm wäret Ihr derjenige, den ich vorziehen, und dem ich dieses Leben weihen würde, das ich ja Euch verdanke. Als Pfand meines Versprechens und meiner Dankbarkeit nehmt diesen Demant, der an meinem Finger vergessen wurde, als ich todt war, und Ihr mich hieher brachtet.«

Dabei zeigte der Doctor einen köstlichen Brillant, der den Zeigefinger seiner linken Hand schmückte.

»Nun?« fragte Ernst, dessen Neugierde gereizt war.

»Sie zeigte sich öffentlich,« fuhr der Doctor

fort, »und Alles schrie Wunder. Die Einen behaupteten, sie sei wirklich todt; die Andern, sie sei auferstanden; und hätten wir noch in den Zeiten der Märtyrer gelebt, so würden gewiß mehrere Araber den Tod erlitten haben, um Suleima's Auferstehung zu bezeugen. Ich aber, der ich wenig Neigung habe, für einen Propheten zu gelten, verließ Cairo und reise morgen nach Constantinopel.«

Der Doctor hatte kaum aufgehört zu reden, als der Garçon der Aquita d'oro die Thür des Zimmers öffnete, in welchem die beiden Freunde plauderten. »Es fragt Jemand nach Ihnen,« sagte er geheimnißvoll.

»Nur näher,« antwortete der Doctor.

Eine verschleierte Dame erscheint. »Heil sei mit Dir!« sagt sie arabisch.

»Gott! sie ist's!« ruft der Doctor in heftiger Bewegung.

Sie war es in der That. Mehemed Ali hatte an ihre Auferstehung nicht glauben wollen. Der junge Obrist, zu welchem sie ihre Zuflucht genommen, und der vergebens bei Mehemed Ali Schritte gethan, wurde in der Wüste von Abu-Zabel ermordet gefunden. Sie selbst war nur durch ein Wunder, und Dank dem Schutze einer europäischen Familie, die sie in ihre Kange nach Alexandrien mitge-

nommen, den Nachstellungen Bekir-Pascha's entgangen.

Am nächsten Morgen eilte eine französische Brigg mit vollen Segeln den Dardanellen zu. Sie war das schwimmende Asyl eines muthigen Arztes und eines jugendlichen Weibes, das man in Egypten für todt hielt, das aber die Wissenschaft der Liebe erhalten hatte.

Ein Abend vor der Hochzeit.

Der 27. November des Jahres 18.. war trüber als gewöhnlich; der graue, naſſe Himmel war von ſchwarzen, ſchweren Wolken geſtreift, die ein kalter Weſtwind vor ſich her trieb und nur ſelten einmal warf ein blaſſer Sonnenſtrahl ſein fahles Licht in die Fenſter eines Wirthshauſes, welches auf dem Wege von Tervueren nach Brüſſel liegt.

Offenbar erwarteten die beiden in dem Wirthshauſe »zum rothen Kreuz« befindlichen Perſonen die Ankunft irgend eines Fuhrwerks.

»Wir haben Unglück, Margarethe,« ſagte ein ältlicher Mann zu einem jungen Mädchen, das in eine tiefe Träumerei verſunken geweſen war; »es iſt zwei Uhr, die Diligence von Tervueren muß ſchon vorbei ſein; der Aufwärter hat ſie ohne Zweifel verpaßt und uns hier eine koſtbare Stunde verlieren laſſen, da es jetzt um vier Uhr ſchon Nacht wird.«

»Wenn wir zu Fuß gingen, lieber Vater — vielleicht treffen wir unterwegs einen Wagen.«

»Du kommst mir mit einer Idee entgegen, die ich Dir nicht vorzuschlagen wagte. Der Marsch von heute Morgen hat Dich ermüdet, aber wenn ein junges Mädchen seinen Brautputz einkaufen will ...«

»Ach ja, ich habe Deine Güte gemißbraucht, nicht wahr?« sagte Margarethe mir einem langen Blick auf ihren Vater; »Du bist vielleicht müde, und so wollen wir lieber noch warten.«

»Warten! lieber will ich den ganzen übrigen Weg zu Fuße machen, ehe ich nur eine halbe Stunde noch in diesem Zimmer bleibe, wo ich vor langer Weile umkomme. Ich habe schon zweimal die kupfernen Nägel gezählt, womit die Stühle beschlagen sind.«

»Wohlan denn, so laß uns aufbrechen,« sagte das junge Mädchen lächelnd. Dann hüllte sie sich in eine weite Pelisse von schwarzer Seide und folgte ihrem Vater, der eben dem Wirth die Rechnung bezahlt hatte und von ihm mit einem »Glückliche Reise, Herr Aubry!« bis an die Thür begleitet wurde.

Herr Aubry war füher Rath an dem königl. Gerichtshofe in Brüssel gewesen und hatte sich nach einem zwanzigjährigen ehrenvollen Dienste mit seiner sorgfältig erzogenen lieblichen Tochter auf ein kleines Landgut zurückgezogen, welches er in Tervueren, einem hübschen Dorfe drei Stunden von Brüssel, besaß.

Albert Degreef, der Sohn eines reichen Holzhändlers, welcher während der socialen Unruhen im

J. 1793 auf dem Schaffott gestorben war, war Aubry's bestimmter Eidam. Unter einem Anstrich außerordentlicher Bescheidenheit verbarg er eine wilde Kühnheit, deren Ausdruck er vergebens zu mäßigen suchte, wenn irgend eine heftige Leidenschaft aus seinen Blicken leuchtete. Uebrigens machte er einen solchen Aufwand, daß sein Vermögen für sehr beträchtlich galt. Mit diesen äußern Vorzügen verband er persönlich eine schöne Gestalt, ein stolzes Auge, langes schwarzes Haar, in welchem Margarethe so gern mit ihren weißen Fingern spielte; und das Alles hatte Alberten, der nun in zwei Tagen der geliebte Gatte eines angebeteten Weibes werden sollte, in seinen Bewerbungen unterstützt.

Sorgsam in ihre Mäntel gehüllt, schritten die beiden Reisenden den steilen Weg hinan, der von dem Dorfe nach der Chaussee von Haverghem führt; als sie den Gipfel erreicht, lag die Straße einsam vor ihnen. An ihnen vorbei eilten ein Paar, über ihre Verspätung zitternde Bauern und grüßten sie im Vorbeigehen mit einem »Gott schütze Euch auf Eurem Wege!« Herr Aubry fing an besorgt zu werden; die Wege waren ziemlich unsicher, und jeder Tag zeigte neue Verbrechen von der Kühnheit und Wildheit einer Bande Mordbrenner, von denen, ungeachtet aller Bemühungen der Regierung das Land nicht hatte befreit werden können. Herr Aubry sah

also mit geheimer Angst den Tag immer mehr sinken, ohne daß irgend ein Wagen oder Karren sich zeigte. Der Himmel bezog sich immer mehr, der Wind brauſ'te durch den die Chaussee begrenzenden Wald, und schon begannen einzelne Tropfen aus den schwarzen Wolken herab zu fallen.

Der Blick, mit welchem Herr Aubry nach einem Fuhrwerke umhersah, verrieth eine Unbehaglichkeit, die er offenbar seiner Tochter zu verheimlichen suchte. Da indeß der Regen immer stärker zu fallen begann, so mußte irgend ein Entschluß gefaßt werden.

»Ist es Dir recht, Margarethe, so bleiben wir in Jacques Leroi's Landhause, welches wir dort, zwei Flintenschüsse weit von hier sehen; dort können wir ruhig abwarten, bis ein Wagen vorbeifährt, der uns wieder nach Tervueren bringt.«

»Ach ja, lieber Vater,« antwortete Margarethe »mir ist so beklommen . . .«

»Beklommen! — weshalb? Du thörichtes Kind, bist Du nicht bei Deinem Vater? und bin ich nicht bewaffnet.«

»Es ist mir, als hätten wir besser gethan, nicht zur Stadt zu gehen. Ja, laß uns in Leroi's Landhause übernachten; ich werde nicht eher wieder ruhig, als bis wir dort sind.«

Aubry verdoppelte den Schritt, seine Tochter am Arme, deren Angst sich mit jedem Schritte zu stei-

gern schien. Zwei Minuten später waren sie jedoch bei Jakob Leroi in Sicherheit, der nichts versäumte, ihnen die Nacht, die sie bei ihm zubringen mußten, so angenehm als möglich zu machen.

Dieses Landgut, welches der Schauplatz des zu erzählenden Ereignisses war, existirt noch heute, nur ist die Einsamkeit, welche so verderblich wurde, jetzt durch zahlreiche Wohnungen belebt worden.

Der brave Hausherr zündete nach einem frohen Mahle und heitern Gespräche eine Lampe an und führte Aubry in das für ihn bestimmte Gemach; daneben befand sich ein Kabinet, in welchem man Margarethens Bett bereitet hatte, und dessen Fenster nach der linken Seite des Hauses hinaussah.

Margarethe hatte wohl eine Stunde lang, völlig angekleidet, schlaflos im Bette gelegen, und war eben im Begriff zu entschlummern, als sie ein leises Gemurmel zu hören glaubte. Sie hielt den Athem an, um besser zu hören, und überzeugte sich, freilich ohne ein Wort zu verstehen, daß mehrere Personen leise redeten.

Plötzlich wurde mit Heftigkeit gegen die Thür des Pachthofes gestoßen; mehrere Stimmen redeten jetzt laut und antworteten sich.

»Was wollt Ihr? und wer seid Ihr?« fragte Jacques Leroi's männliche Stimme.

»Oeffnet und Ihr werdet's erfahren,« antwortete man.

»Ich öffne nur Leuten, welche ich kenne, und Ihr seid sämmtlich maskirt oder schwarz gefärbt. Wendet keine Gewalt an, es möchte Euch reuen.«

»Mach nicht so viel Worte; willst Du öffnen oder nicht?«

»Nein.«

»So müssen wir's selbst thun.«

Nun näherten sich vier Männer mit einer schweren Keule der Thür.

Während dieses raschen Zwiegesprächs hatte auch Aubry sich erhoben und die Dienerschaft von der Gefahr benachrichtigt, die, jeder mit einer Doppelflinte bewaffnet, zu ihrem Herrn eilte.

»Wollt Ihr mit Eurer Tochter die Flucht versuchen,« sagte der Pächter zu Aubry, »so soll einer von meinen Leuten Euch die Thür öffnen, welche nach dem Walde führt; aber das Haus könnte umzingelt sein, und so ist es wohl das Sicherste, daß Ihr bleibt. Uebrigens werden ein Paar Flintenschüsse die Banditen zur Raison bringen.«

»Das gebe Gott,« sagte Margarethe, blaß vor Angst.

Plötzlich wurde das Haus von einem furchtbaren Schlage erschüttert. Der Pächter und seine Leute sprangen an die Fenster; die Räuber wollten eben

wieder mit der Keule ausholen, als drei Schüsse drei von den Angreifern niederstreckten, daß sie vor Schmerz und Wuth schreiend sich in ihrem Blute wälzten.

Die Banditen hatten einen so rauhen Empfang nicht erwartet. Dennoch wurden sie durch die Stimme ihres Anführers wieder ermuthigt, der, mit einem Brecheisen in der Hand, den Angriff leitete, ohne sich dem Anschein nach um das mörderische Feuer aus den Fenstern zu kümmern.

Endlich schien man den Angriff aufgegeben zu haben; die Mordbrenner ließen von der Thür ab und beschäftigten sich mit ihren Verwundeten, die sie auf einen in einiger Entfernung haltenden Wagen trugen. Es ward immer ruhiger, bis man endlich nur noch die Schritte der sich Entfernenden hörte. Die Gefahr schien vorüber zu sein.

Als Margarethe kein Geräusch mehr vernahm, kehrte ihre Ruhe zurück, sie richtete ein Gebet an Gott, der sie errettet hatte, als sie plötzlich ein heftiges Geräusch an ihrem Fenster hörte und eine schreckliche Erscheinung sich ihren Blicken darbot.

Durch die zerbrochenen Scheiben des Fensters, die ein blasser Strahl des Mondes erhellte, erschien drohend ein schwarzes scheusliches Gesicht, dessen Augen wie die eines Tigers funkelten; Margarethe

schrie entsetzt auf und sprang, von einem unerklärlichen Gefühle von Kraft und Muth beseelt, auf den Banditen zu, dessen Blicke sie magnetisiren zu wollen schienen. Es begann ein entsetzlicher Kampf. Sie hatte den Räuber bei seinen langen schwarzen Locken gefaßt und warf sich auf den Boden, indem sie wie wahnsinnig den Kopf des Räubers an sich zog, der bald ein dumpfes Röcheln ausstieß. Die Banditen draußen, welche die Gefahr ihres Hauptmanns sahen, erschöpften sich in vergeblichen Anstrengungen und stießen schreckliche Flüche aus, ohne daß es ihnen gelang, ihn aus einer Lage zu befreien, in der er unfehlbar ersticken mußte. Bald schien den Räuber seine Kraft zu verlassen; er machte einen letzten Versuch zu seiner Befreiung, röchelte dumpf, seine Muskeln erschlafften und der Körper hing schwer und leblos hinab.

Bei diesem Anblick stießen die Räuber ein Geschrei aus, sprangen in Unordnung von dem Holzhaufen, der unter dem Fenster lag und liefen nach allen Seiten davon.

Als Aubry und der Pachter in Margarethens Zimmer traten, nachdem sie die Thür eingeschlagen, fanden sie dieselbe blaß und starr auf dem Boden liegen, wie sie in ihren krampfhaft geschlossenen Händen das schwarze Lockenhaar des Banditen hielt, der nicht mehr zu athmen schien. Bald aber belebten sich seine

Züge, seine Augen öffneten sich wieder, drohend und schrecklich, und aus seinem eingezwängten Halse stieß er mit schwacher Stimme die Worte hervor:

»Verschont Niemand, ins Feuer mit Allen!«

Aubry bebte vor Entsetzen zurück, als er diese Stimme hörte; und als er sich dann dem Bette näherte, auf welches man jenen gelegt, und wo drei Knechte ihn bewachten, erkannte er in dem Anführer den Räuber Albert Degreef, seinen künftigen Schwiegersohn, den Verlobten seiner Tochter.

Die zahlreichen Verbrechen der Räuber machten eine rasche Bestrafung nöthig, und drei Tage nach dem Angriffe auf den Pachthof, wurde für Albert Degreef und zehn seiner Genossen in Brüssel das Schafott errichtet. Er starb kühn und verwegen, ohne die Hand zu kennen, der er den Tod verdankte.

Ein seltsamer Umstand endigte Margarethens Leben. Seit dem Augenblicke, als man Albert Degreef von ihren Händen losgemacht, blieb sie in eine völlige Besinnungslosigkeit versunken, von der sie nur in dem Moment verlassen wurde, als der Kopf ihres Geliebten in den Staub rollte.

»Ich habe ihn wohl erkannt,« sagte sie; »zu oft hatte ich in seinem Lockenhaare gespielt, um mich täuschen zu können. Er wird mich diese

Nacht besuchen. Das Hochzeitmahl ist bestellt! Wir werden Gäste haben ohne Kopf, seine Freunde, hat er mir gesagt.«

Sie starb an demselben Abend, mit einem Engelslächeln auf den Lippen.

Die letzte Nacht eines Poeten.

Skizze.

I.

Der Regen floß in Strömen und Adele war allein auf dem Lande, eine Beute trauriger Ahnungen, das Herz erfüllt von Einem Gedanken, von Einer Besorgniß. Sie erwartete Alfred nicht mehr, hatte ihn schon längst nicht mehr erwartet, da er krank war. Zwischen Alfred und Adele bestand eine Gegenseitigkeit des Unglücks, die nichts stören sollte. Die Stellung dieses Paars war eine Ausnahme in der wirklichen Welt.

Alfred war ein junger Dichter, der mit der Liebe zur Poesie reizbare Nerven verband, welche ihn schon früh in Zwiespalt mit Allem brachten, worauf ein leidendes, kränkliches Wesen sich stützen muß. Alfred's Vater hatte sich im Handel ein glänzendes Vermögen erworben, und wollte seinen Sohn wieder zu seinem Geschäft erziehen. Aber Alfred's Wille

hatte sich natürlich gegen den seines Vaters aufgelehnt, und da letzterer seiner Autorität nichts vergeben wollte, hatte er den jungen Mann, in welchem von früh an eine unbezähmbare Liebe zur Freiheit glühte, zu förmlicher Empörung getrieben. Da war es, als ob diese erste Leidenschaft in die glühendste Liebe zu Adelen sich verwandelte, und er liebte sie, um einen Vorwand zu haben, mit allen seinen andern Familienneigungen brechen zu können. Er arbeitete den Tag über in seinem Studierzimmer, und eilte des Abends nach dem Aufenthaltsorte, welchen er für Adele auf dem Lande gewählt, um sich in einer Empfindung zu berauschen, deren Geheimniß nur der vertrauteste seiner Freunde kannte. Diese fiebrische Leidenschaft hätte hingereicht, um aus seinem Dasein ein beständiges Delirium, einen steten Todeskampf, zu machen; doch von einer tödtlichen Krankheit befallen, näherte sich Alfred dem letzten Stadium einer Auszehrung ... nur die Seele in ihm lebte noch.

Adele kannte nur einen Theil seiner Leiden, und gern hätte er sie ihr alle unter einem dichten Schleier von Täuschungen verheimlicht.

Um Mitternacht war Adele's Gemach noch erleuchtet. Und doch hatte das junge Weib zu hoffen aufgehört, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, als sanft an ihre Thür geklopft wurde.

Adele empfand eben so viel Angst, als innige Freude, als sie die Stimme Alfred's erkannte, der ihren Namen rief.

Sie drängte ihre Unruhe zurück, um einen Strahl von Hoffnung in des Dichters Antlitz zu finden. Ihr erstes Wort war ein liebevoller Vorwurf. In der That bedeckte eine Todesblässe die Züge des jungen Mannes, der allein und zu Fuße kam.

»Du liebst mich, Alfred,« sagte Adele, »und setzest leichtsinnig Dein Leben auf das Spiel!«

»Mein Leben! . . . Ich habe es meinem Glücke zum Opfer gebracht.«

»Dein Ruhm . . .«

»Ich glaube nicht mehr daran.«

»Unsre Liebe . . .«

»Ein Engelstraum, der sich im Himmel erfüllen wird.«

»Deine Familie . . .«

»Sie stößt mich von sich.«

»Die Menschen . . .«

»Ich verachte sie . . . Nur Dich hatte ich auf der Welt, Dich allein, und so kam ich zu Dir. Ich erfülle mein Geschick . . . so ist's gut, und ich bin zufrieden; setze Dich . . . hier . . . und laß uns plaudern . . .«

Wie lange währte diese Unterhaltung? . . . Wer weiß es? . . . Alfred machte eine gewaltsame

Anstrengung, um sich zu erheben, aber seine Kräfte verließen ihn.

»Unseliges Geschick!« rief er, »ich werde nicht fortkommen.«

Eine Thräne trat in sein Auge und rollte über die blasse Wange, und als der Tag anbrach, hatte Adele, an Alfred's Bette knieend, die ganze Nacht hindurch gebetet.

II.

Alfred war eingeschlafen. Als er die Augen öffnete, malte sich ein bitterer Gedanke in seinen Zügen.

»Es ist geschehen,« sagte er, »meine Liebe ist Dein Verderben, Schande erwartet Dich an dieser Thür, und ich ... ich kann mich weder Deinen Geliebten, noch Deinen Gemahl nennen, noch der Welt Schweigen gebieten, die stets bereit ist, das Glück zu verläumden und die Tugend selbst zu beflecken; außer den kummervollen Sorgen um meine Leiden werde ich Dir nichts zum Erbe hinterlassen, als die Schmach des reinsten Bandes, welches je geknüpft wurde. O, ich bin ein Elender! ... ich hätte nicht der Sehnsucht nachgeben sollen, Dich

noch einmal zu sehen. Zum Glück hat der Himmel Erbarmen mit uns, ich fühle mich besser, und wir wollen zu meinem Vater gehen. Fort mit dem Stolz des Poeten, fort mit dem Hochmuth der Jugend, fort mit der kindischen Empfindlichkeit! Vor Dir, vor meinem Vater, schwöre ich Alles ab; es gilt ein geliebtes Weib zu retten, einen Engel dem schmählichsten Verdachte zu entreißen: — ich gehe, und Du folgst mir, nicht wahr? ... Ist mein Vater ohne Mitleid, so sterbe ich zu seinen Füßen, und man soll erfahren, daß ich Dich mein Weib genannt. Ach! ohne diese Hoffnung wäre das Leben mir eine zu grausame Ironie.«

Und Alfred erhob sich wie ein Mann, der nur die Fieberschauer einer einzigen Nacht ertragen zu haben schien.

III.

Der Himmel war wieder heiter geworden; in dem Garten des auf einem kleinen Hügel gelegenen Landhauses schaukelte das Geisblatt seine Blüthendolden, von den letzten Lüftchen des Jahres gefächelt.

Alfred versuchte, einige Schritte im Garten zu

machen. Was seinen abgemagerten fast durchsichtigen Körper aufrecht erhielt . . . war es die Gesundheit, das Fieber oder ein Ueberrest von Leidenschaft und Begeisterung? . . . ein übernatürliches Roth schien die Wangen des jungen Dichters zu beleben. Sein Blick richtete sich bald auf die in der Ferne sich hinziehende Stadt, bald auf Adele, welche dieser finstere Blick eines Sterbenden verwirrte, wie der erste Blick des Geliebten sie erschüttert hatte.

Alfred ewartete einen Wagen, den er bestellt hatte, und sah plötzlich seinen vertrauten Freund mit verhängtem Zügel von der Hauptstadt daherjagen. Ein düsterer, stummer Schmerz lag in allen Geberden und Bewegungen des eben Angekommenen; er stellte schweigend Alfred einen Brief zu, als dieser durch die Gartenthür wieder in Adelens Gemach trat.

Alfred erblaßte, als er das Billet gelesen; er warf auf Adele einen Blick, aus unsäglichem Schmerz und Freude, aus Zufriedenheit und Verzweiflung gemischt.

»Freund,« sagte er, indem er auf eine andere Schrift wies, welche er bei sich hatte, »in Deiner Gegenwart übergebe ich Adelen dies Document; es repräsentirt mein ganzes Vermögen, dessen einzige Erbin sie sein soll. Im Namen unserer heiligen Freundschaft wache über diesen Engel, den ich mein

Weib genannt ... Ach! mein Vater ist todt! ... und ich ... ich habe nur noch eine Minute zu leben.« — —

Alfred sank auf einen Sopha ... man hielt ihn für ohnmächtig ...

Er war todt! ...

Niemand hat sich bis jetzt eingestellt, um die Erbschaft in Anspruch zu nehmen. Adele war verschwunden, und den Nachforschungen des Freundes gelang es nie, sie aufzufinden.

Nelly.

Ein Greis, ein junger Mann und zwei junge Mädchen saßen in einem eleganten englischen Wohnzimmer. Tiefes Schweigen herrschte in dem Gemache; alle vier Personen schienen von tiefer Trauer bedrückt zu werden. Der Greis, Mr. Harrison, warf verstohlen unruhige Blicke auf eins der jungen Mädchen, eine ätherische, zarte Gestalt, deren blasses, mageres Gesicht einen süßen, doch peinlichen Eindruck auf das Herz machte. Sie allein war wahrhaft ruhig, während die beiden übrigen Theilnehmer an dieser stummen Scene außerordentlich aufgeregt zu sein schienen.

Miß Catesby, der blasse Engel mit den blauen Augen, brach endlich das Stillschweigen; sie näherte sich dem Fenster, stützte sich auf den Balkon und rief: »O mein Gott, der Regen hat alle Blumen entblättert; so werde ich sie also nicht wiedersehen ... bis zum Frühjahre,« fügte sie mit einem Lächeln hinzu, welches heiter sein sollte.

Mr. Harrison erbebte bei diesen Worten und sagte: »Gewiß, Nelly, und wenn Sie London verlassen, um hier die schöne Jahreszeit zuzubringen, so bringen Sie einen Reisegefährten mit; ... nicht wahr, Edward?«

Edward erblaßte und neigte das Haupt, ohne zu antworten; in Jane's schwarzen Augen glänzte eine Thräne und Nelly fuhr fort: »Oh! ja, es ist sehr möglich, daß Edward im nächsten Frühjahre eine Reisegefährtin hat.«

»Nelly,« erwiderte Mr. Harrison ernst, »sagen Sie lieber, daß Edward im nächsten Jahre ganz gewiß eine Reisegefährtin haben wird; denn es giebt Verpflichtungen, welche der Tod besiegelte. Solche Pflichten sind heilig.«

»Und werden erfüllt werden,« sagte Edward bitter. Dann verließ er das Gemach; auch Jane verschwand; und als der Vormund mit seiner Mündel allein war, sprach er seine Besorgniß wegen Edward's Liebe zu ihr aus, erinnerte sie, daß Nelly's Vater auf dem Todtenbette die Hände der beiden Kinder verbunden, es ihnen aber freigestellt habe, dieses Band zu lösen, wenn es durch beiderseitige Uebereinkunft geschehe.

»Edward hat es noch nicht von mir verlangt,« sagte Nelly, »und ich werde es ihm nicht vorschlagen.«

»Weil Sie überzeugt sind, daß er in dieser Verbindung sein Glück findet, meine theure Nelly ist so edelmüthig! . . .«

Nelly ließ betrübt das Köpfchen hängen. »Sie halten mich für besser, als ich vielleicht bin,« murmelte sie . . . »und dazu habe ich nur noch so kurze Zeit zu leben . . .«

Das unselige Wort war Nelly's Lippen entschlüpft und ging geradezu zum Herzen des Mr. Harrison. Nelly war mit dem Keim eines tödtlichen Uebels geboren, das sie aus der Brust ihrer Mutter geschöpft, mit der Auszehrung. Jedermann glaubte, daß sie jung, gar jung sterben würde; doch konnte sie noch geheilt werden, das Leben ist in einem zwanzigjährigen Wesen so stark.

»Die Aerzte haben mich verurtheilt,« antwortete Nelly, »ach, ich weiß es! . . . Aber Sie sagen Edward nichts davon, nicht wahr? er soll mich nicht mit dem Gedanken heirathen, daß ich bald sterben werde.«

»Es wird ein Tag kommen, Nelly, wo Sie, heiter und strahlend, über diese Gedanken lachen werden.«

Nelly lächelte traurig; sie glaubte nicht mehr an Mr. Harrison's Worte, denn sie wußte, daß sie sterben mußte.

Drei Monate waren vergangen und Nelly war Lady Saville geworden. Je mehr die Krankheit ihr vom Leben nahm, desto inniger klammerte sie sich an das Leben. Die junge Frau hatte Brighton zum momentanen Aufenthalte gewählt, ging aber in keine Gesellschaft, hatte keinen Umgang, als Mr. Harrison und Lord Saville, und wenn sie sich ja einmal entschloß, unter die Menge der Zuschauer sich zu mischen, so fragte man sich, wer diese mit Seide und Blonden bedeckte junge so blasse Frau sei.

Jane war auf längere Zeit zu einer ihrer Freundinnen gereis't, Edward umgab seine Frau, ohne ihr eine lebendige Liebe zu zeigen, mit der zärtlichsten Sorgfalt; nur an dem Hinwelken seiner Züge merkte man, daß ein geheimer Kummer an seinem Herzen nage. Jeder bedauerte ihn und schrieb diesen Kummer der Kränklichkeit seiner Frau zu; gewiß wurde derselbe durch diese vermehrt, doch war sie nicht der einzige Grund.

Um diese Zeit ließ sich ein durch seine Curen berühmter Arzt in dem Badeorte Brighton nieder. Man redete gegen Nelly davon, welche lange zögerte und stets die räthselhaften Worte erwiderte:

»Nein, es ist besser, daß ich sterbe!« Endlich bestimmten sie die Bitten ihres Vormundes und ihres Mannes, den Arzt zu besuchen, und von dem

Augenblicke an begann ihre Gesundheit sich zusehends zu bessern.

Plötzlich nahm Edwards Traurigkeit zu; er war öfter zerstreut, seinen Lippen entschlüpften halberstickte abgerissene Worte, er brachte ganze Tage in seinem Zimmer zu, vermied es, bei dem Essen zu erscheinen und entschuldigte sich stets mit leeren Vorwänden. Auch Jane, die zu Mr. Harrison zurückgekehrt war, entfernte sich mehr und mehr, benahm sich gegen Nelly immer kälter, und letztere ertrug mit bezaubernder Milde das ungerechte Benehmen ihrer Jugendgespielin; nie ließ sie den geringsten Unmuth merken; so oft sie sich über das junge Mädchen zu beklagen hatte, schwieg sie; nur eine Thräne glänzte unter den langen, seidenen Wimpern, und ihre Stimme hatte jenes Beben, welches das Herz durchschneidet.

Eines Tages, als Jane bis zum Abend abwesend war, kam Lord Saville, gegen seine Gewohnheit, schon früh in den Salon, wo Mr. Harrison seine Journale las, während Nelly zeichnete. Edward sah seiner Frau lange bei ihrer Arbeit zu und gab ihr einige Rathschläge; in seinem Blicke aber lag zugleich ein Ausdruck der Liebe und eine Art Verwirrung, als ob in seinem Blute zugleich ein Fieber durch die Adern jagte; Nelly betrachtete ihn voll Unruhe, und über die blassen Wangen

des Lord Saville rollten verstohlen einige Thränen.

»Edward,« rief Nelly, »warum weinst Du?«

»Nelly, meine Nelly,« antwortete er, »Du bist ein Engel der Barmherzigkeit! verzeihe mir, ich bin Deiner nicht würdig.«

Es entstand ein augenblickliches Schweigen, Edward drückte Nelly und Mr. Harrison krampfhaft die Hand, riß sich dann los und eilte aus dem Zimmer. —

Rings um das Haus zog sich ein großer Balkon und jedes Zimmer hatte eine Glasthür, welche nach diesem Balkone hinausging. Als Nelly sich in ihr Gemach zurückzog, bemächtigte sich ihrer eine düstere Ahnung, leicht wie ein Schatten schlüpfte sie auf den Balkon und blieb vor Edwards Arbeitszimmer stehen. Lord Saville schrieb bei dem blassen Schein einer Lampe, auf dem Tische lagen Pistolen; plötzlich machte er eine Bewegung, um sie zu ergreifen, aber schneller als der Blitz stieß Nelly die Glasthür auf, welche nur angelehnt war, und warf sich ihrem Gemahl entgegen.

»Halt ein!« rief sie, und fiel ohnmächtig zu Edward's Füßen nieder.

Als sie die Augen wieder öffnete, lag Edward vor ihr auf den Knieen und flehte sie um Verzeihung an; er gestand ihr, daß er, von einem geheimen

Kummer gequält, dessen Ursache er verbarg, zu dem Entschlusse gebracht worden sei, sich das Leben zu nehmen. Nelly verzieh und gelobte Stillschweigen, aber seit diesem Augenblicke ging mit der Gesundheit der Lady Saville eine plötzliche, traurige Veränderung vor.

Bald nachher hatte sie aufgehört zu leben, und im folgenden Jahre hatte Edward wirklich eine Gefährtin, mit der er nach Schloß L.... reis'te. Diese Gefährtin war Jane Astley.

Hier ist das Fragment eines Briefes, welchen man nach Nelly's Tode fand; er war an Lord Saville gerichtet:

»Mein Vater hatte in seinem Testamente bestimmt, daß, wenn ich unvermählt bliebe, mein Vermögen zur Errichtung eines patriotischen Denkmals und einer neuen Universität verwandt werden sollte. Ich konnte also nicht nach meinem Willen darüber verfügen, anfangs hatte ich die Absicht, Edward die Freiheit zu geben, und sann lange; aber Edward war arm, ich bestimmt, in meiner Jugend zu sterben, und, obschon ich die Liebe errieth, die er gegen Jane Astley hegte, beschloß ich doch, so zu thun, als verstände ich ihre Bitten und stummen Vorwürfe nicht. Mein Wunsch war das Glück de-

rer, welche ich liebte, und ich verzieh es mir, daß ich ihnen diesen einige Monate währenden Kummer verursachte, wenn ich an die Fülle von Glück dachte, die ich ihnen nach meinem Tode hinterlassen würde.

»Einen Augenblick glaubte ich, Edward habe seine Liebe vergessen, und gab mich der Hoffnung des Lebens hin! Aber eine einzige Nacht reichte hin, um alle meine Täuschungen zu vernichten. Ich erkannte, daß ich strafbar war, indem ich mich von dem Wege entfernte, welchen Gott mir vorgeschrieben. Ich bereute meine Selbstsucht und ließ mich sterben . . . Seid glücklich!«

„Nelly."

Diese Geschichte klingt in unserer egoistischen Zeit wie eine Fabel; dennoch ist sie wirklich geschehen.

Benedict.

Scenen aus dem Leben.

Ein junger Mann stand auf der Güldenstraße in B. und blickte zum Himmel empor. »Wenn es Sterne giebt, welche da oben glänzen,« dachte er, »so geschieht es nicht deshalb, damit alle Christenmenschen sich zu Bett legen können, wie ein ehrbarer Bürger thut ... Und warum sollte ich auch, trotz der kühlen Luft, nicht wachen? ... Der Nachtwächter hat gerufen ... es ist hier so einsam ... zum Teufel! meine Zechbrüder haben sich aus dem Staube gemacht und mich, der ich in der Kneipe bleiben wollte, hat man hinausgeschickt, so daß ich nun ohne Feuer und Obdach umher laufen muß. Ei nun, ich bin wohl nicht der erste Poet, der heimathlos umher streift: meine Freunde, meine Geliebten haben mich geplündert.«

»Der Amalekiter!« rief ein altes Weib, das aus einem Fensterchen hervor sah, und schlug dieses zu.

»Redete nicht Jemand?« fuhr Benedict fort. »Heda! Keine Antwort. Es hat wohl in meinem Kopfe geredet ... was vermag nicht der Hunger; ich habe dem Schicksal stets eine eherne Stirn entgegen gesetzt. — Ich habe nichts, keine Liebe zu verlieren, keine Liebe zu hoffen, nichts auf das Spiel zu setzen, nichts zu gewinnen; die Welt mag nichts von mir und ich nichts von der Welt wissen. Sie hat mich als ein rebellisches Kind behandelt, da ich nichts war als eine arme Waise, und als Bettler, da ich mich stolz in mein Elend zurückzog. Doch ... soll ich gleich an Tod und Sterben denken, weil meine Börse leer ist? ... Es ist freilich hart, auf der Straße campieren zu müssen, wenn Alles im warmen Bette liegt ... Wer kommt da? Bei Gott, ein Weib! eine vornehme Dame, die vom Balle heimkehrt. Sie hat mich gesehen, sie zieht den Schleier über das Gesicht.«

Um die Ecke der Straße bog eine Dame, der ein Bedienter mit der Laterne leuchtete. Sie war in einen kostbaren Atlasmantel mit Pelz verbrämt gehüllt.

»Leuchte mir jetzt heim, Johann,« sagte sie, ich bin durch das ungewohnte Umhergehen in den Gassen müde geworden.«

»Erlauben Sie gütigst ... einen Augenblick,« sagte Benedict, indem er vortrat.

»O mein Gott,« rief die Dame.

»Was wollen Sie,« rief der Bediente.

»Und was willst Du?« fragte Benedict, indem er ihn drohend mit dem Blicke maß.

»Gehen Sie aus dem Wege, sonst...«

»Gehen Sie, mein Herr,« sagte die Dame spottend, »es ist keineswegs galant, einer Dame auf diese Weise in den Weg zu treten.«

»Madame,« entgegnete Benedict, »ich habe diese Worte verdient, übrigens war es meine Absicht, mir dieselben zuzuziehen. Ich wollte Ihnen als ein dunkler Liebhaber des Mondes, der den auf den Gassen verspäteten Mänteln und Börsen nachgeht, erscheinen; ich wollte Sie von dem Geschmack heilen, die Sterne zu betrachten. Aber ein Wort und Sie werden mich besser kennen.«

»Weshalb soll ich Sie kennen lernen? Ich fühle kein Bedürfniß dazu,« sagte die Dame.

»Sie verachten mich und haben Unrecht.«

»Nicht mehr als einen Wagen, der mir entgegenkommt; ich warte, bis er vorbei gefahren ist.«

»So will ich mich entfernen. Aber bedenken Sie wohl, daß unter diesem dunklen Mantel und abgetragenen Hute kein gewöhnlicher Mann, kein Nachtschwärmer verborgen ist.«

»Es ist ein Mann darunter, das ist genug.«

»Gehen Sie, Madame,« sagte Benedict, »ich

werde Sie nicht aufhalten. Es fiel mir auf, daß eine Dame allein zu dieser Stunde in den Gassen dieser Stadt umherirrte, dann schien es mir originell, Sie anzureden, obgleich Ihr Benehmen und Ihre Miene mir Ehrerbietung einflößten. Eben so gut hätte ich keinen einzigen Blick auf Sie werfen und mich begnügen können, auf dieser Bank zu schlafen, in meinem Alter schläft man überall gut. Gehen Sie, Madame, Ihre Wohnung erwartet Sie ... und möge von allen diesen Worten nichts übrig bleiben, selbst nicht die kleinste Spur, die ein leichter Fuß in dem Sande zurückläßt, möge Alles verlöschen, wie der eben verhallende Ton der Glocke.«

»Nein,« entgegnete die Dame, »schlug es nicht eben Ein Uhr? Hören Sie mich an: Sie gehen mit mir nach meiner Wohnung, ich gebe Ihnen zwei Stunden, nicht mehr und nicht weniger; es ist genug, uns kennen zu lernen, geistreiche Worte auszutauschen und ohne Zweifel einander überdrüßig zu werden.«

»Soll ich es annehmen?« sagte Benedict sinnend.

»Sie zögern?«

»Mit Recht: ich weiß wer ich bin, wenn ich mit Ihnen gehe, aber in welcher Stimmung werde ich Sie verlassen?«

»Ich biete Ihnen Gastfreundschaft, bis der Tag

anbricht . . . wenn Sie wollen, zwei Stunden des Schlafs in einem Visitenzimmer. Und ich weiß es, daß Sie nicht länger bleiben werden.«

»Schlafen unter Ihrem Dache, während Sie wachen!«

»Woher wissen Sie, daß ich wachen werde?«

»Ich hoffe es, Madame.«

Damit bot er ihr den Arm, sie entfernten sich, traten, nachdem sie durch mehrere Gassen gegangen, in ein Haus und verschwanden.

Alles war finster und still in dem Hause, keine Spur von Licht erschien, kein Laut ließ sich vernehmen. Da drang der erste Purpurstrahl des Tages am Horizonte hervor, auf dem nahen Thurme schlug es drei Uhr; in demselben Augenblicke wurde die Thür gewaltsam aufgerissen und Benedict stürzte in schrecklicher Aufregung auf die Gasse. Todtenbleich waren seine Züge, wild flatterte sein dunkles Haar ihm um das Gesicht, seine Brust rang nach Athem und seine Glieder bebten. Noch einmal sah er sich nach dem Hause um, welches er so eben verlassen; es war, als wolle er umkehren, aber der Anblick desselben schien neues Entsetzen in seine Seele zu gießen, er fuhr mit der Hand krampfhaft nach dem Her-

zen und eilte davon, als suche er er einem verderblichen Zauber zu entfliehen.

Seine bescheidene Wohnung lag auf der ...., straße, das Haus war noch verschlossen, aber er pochte so heftig und so lange, bis geöffnet wurde. Besinnungslos sank er auf der Flur nieder, man schaffte ihn in sein Zimmer, und als der herbeigerufene Arzt ankam, fand derselbe Benedict im heftigsten Fieber. Alle seine Nerven waren im wildesten Aufruhr, und fürchterliche Fieberphantasien machten die sorgfältigste Bewachung und Pflege nöthig. Nach mehreren Wochen endlich kehrte er zum Bewußtsein zurück. Es war indeß völliger Sommer geworden, und kaum war Benedict im Stande, das Zimmer zu verlassen, als der Arzt, ein Mann, der ihm schon früher ein väterliches Wohlwollen gezeigt hatte, ihm zur Erholung eine Vergnügungsreise vorschlug.

»Gern, Herr Doctor, es ist wahr, ich fühle eine unaussprechliche Sehnsucht, in das Freie hinaus zu ziehen, hin zu den Bergen, wo reinere Lüfte wehen und der Himmel seine azurne Kuppel glänzender wölbt, als hier über den dumpfen Gassen. Aber . . .«

»Es fehlt Ihnen an Mitteln?«

»So ist's.«

»Empfangen Sie dieses Päckchen. Ich weiß,

woher es kommt, Sie müssen es annehmen, und daß Sie es dürfen, verbürge Ihnen mein Wort. Leben Sie wohl, mein junger Freund, und reisen Sie noch heute. Ich habe Sie seit einem Jahre genau beobachtet und kenne Ihren Geist und Ihre Gaben, weiß aber auch, daß Sie für jetzt nicht hierbleiben dürfen, wenn Sie nicht zu Grunde gehen sollen. Reisen Sie also noch heute und geben Sie mir Nachricht, wenn Sie meiner bedürfen.«

Der Arzt ging, Benedict stand sinnend da, es war ihm, als wolle eine schreckliche Erinnerung in ihm auftauchen, denn sein Gemüth war wie von einer Last bedrückt, aber so sehr er sein Gedächtniß auch anstrengte, nur vage Träume stellten sich ihm dar, und er konnte endlich nicht umhin, diese Beängstigung als noch von dem Fieber herrührend zu betrachten und von dem Reisen und der frischen Luft das Verschwinden dieses Druckes zu hoffen.

Das Päckchen enthielt einen Zettel mit der Aufschrift: »Für Benedict zu einer Harzreise und weiter!« nebst hundert Louisd'ors, einer Summe, die ihn in Stand setzte, alle Vorkehrungen zu der Reise rasch zu treffen und noch an demselben Morgen abzureisen.

Selbst nicht die leiseste Erinnerung an das, was sich vor wenig Wochen mit ihm ereignet und ihn auf das Krankenlager geworfen hatte, war ihm ge-

blieben. Das herrliche Wetter verscheuchte die Nebel, welche auf seinem Gemüthe lasteten, sein Blick wurde immer freier und heiterer, und als ihn der rasche Trab der Extrapostpferde, trotz der entsetzlichen Chaussee über Wolfenbüttel und Hessen noch an demselben Tage nach Blankenburg brachte, war er so heiter geworden, daß er während des Abendessens an der table d'hôte im »weißen Adler« von Witz und Laune übersprudelte, und dadurch einigen ehrbaren Herren, die neben ihm saßen, das größeste Aergerniß gab, während die an der Tafel befindlichen Damen den blassen jungen Mann mit dem dunkeln Haar und den blitzenden Augen höchst interessant fanden.

An einem schönen, doch frischen, kalten Abende war, nach dem herrlichsten Sonnenuntergange, in dem behaglich erwärmten Gastzimmer des Brockenhauses eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Herren und Damen in bunter Reihe saßen um in der Mitte zusammengestellte Tische umher und jubelten laut, als der Wirth die dampfende Punschbowle in ihre Mitte stellte. In dem Punsch feiert die Allopathie und Homöopathie ihre Vereinigung; als hitziges Getränk schützt er vor der Kälte, während er im Sommer abkühlt. Daneben besitzt er noch die Eigenschaft, daß er durch lieblichen Geschmack und innere Kraft die Stimmung erhöht, und für die Freude

um so empfänglicher macht. Er verfehlte auch an dem heutigen Abende seine Wirkung nicht, und als der erste Ausbruch des Wohlbehagens vorüber war, und in dem Gespräche eine Pause einzutreten drohte, machte eine der dort befindlichen Damen den Vorschlag, es solle jeder der Anwesenden der Reihe nach irgend etwas Selbsterlebtes oder Erdichtetes aus dem Stegreif vortragen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keine Erzählung länger als fünf Minuten währe. Der Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen, und man drang in die Dame, den Anfang zu machen, da der Vorschlag von ihr ausgehe.

»Nicht doch, meine Herren,« sagte sie, »Ehre dem Ehre gebührt. Der Herr dort,« (sie wies auf einen Mann, der, seit dieser Vorschlag gemacht war, fortwährend räusperte und sich bemerklich machte), »jener Herr dort ist ein Dichter, wie er selbst uns vorher versicherte. Ehre dem Ehre gebührt. Müssen nicht die Dichter bei solchen Gelegenheiten, wie eigentlich überall im Leben, den Vorrang haben? Ich trage darauf an, daß jener Herr den Anfang macht.«

Es wäre unartig gewesen, eine Einwendung zu machen, und der bezeichnete Herr erhob sich, nahm eine Prise und begann eine sehr umständliche, langweilige Erzählung. Die Geschichte hatte länger

als fünf Minuten gedauert, und schon erhob sich ein Gemurmel, daß man den selbgefälligen Redner unterbrechen müsse, als die Erzählung zum Glück zu Ende kam.

Nun kam die Reihe an den jungen Mann, den das ungewohnte Bergsteigen angegriffen zu haben schien, die Blässe auf seinen Wangen wechselte nur bisweilen mit einer fliegenden Röthe, wenn ein ironischer Blitz um seine Lippen zuckte. — Um für die Folge langweiligen Geschichten, wie die eben gehörte war, vorzubeugen, setzte man fest, daß jedes Mal derjenige, welcher eben geredet hatte, dem Nächstfolgenden sechs bezeichnende Worte geben solle. Es erhob sich abermals der Mann mit dem langweiligen Gesichte, welcher eben seinen Göthebesuch erzählt hatte, und gab folgende Worte auf, die er wahrscheinlich seinen herrlichen Romandichtungen entnommen hatte: Nacht, Dolch, Mord, Hohngelächter der Hölle, Wahnsinn, Versöhnung.

Den jungen Mann durchzuckte es, wie ein Blitz, der seine Vergangenheit erleuchtete und ihm plötzlich das Abenteuer in das Gedächtniß zurückrief, welches ihn auf das Krankenlager geworfen hatte.

»Unglückseliger,« rief er jenem zu, »was hast Du gethan? Deine Worte erinnern mich an eine Begebenheit, die Dir Deine wenigen Haare zu

Berge treiben wird, selbst wenn Du eine Perrücke tragen solltest.

»Kurze Zeit ist verflossen, als in einer nicht gar weit von hier entfernten Stadt, ein junger Mann obdachlos und mit leeren Taschen, um Mitternacht — da haben Sie die Nacht — auf den Gassen umherirrte, sein Unmuth machte sich in bitterm Hohne Luft, und Gott weiß, was geschehen sein möchte, hätte nicht der Himmel, oder vielmehr die Hölle eine Dame daher gesandt, die sich seiner erbarmte und ihn mitnahm. O, sie war schön, schön wie der junge Tag, und über ihr ganzes Wesen lag jene schmachtende Mattigkeit verbreitet, welche nach einer durchschwärmten Nacht sich einstellt und die Frauen am verführerischsten macht. Ich liebte sie, als ich sie sah, sank in ihrem Hause nieder vor ihr auf die Kniee und flehte um Liebe. Sie wehrte mir nicht, als ich sie an meine Brust zog und einen glühenden Kuß auf ihre brennenden Lippen drückte.«

»Sie?« fragte eine der anwesenden Damen. »Sind Sie denn der junge Mann?«

Aber Benedict fuhr fort, ohne auf diese Fragen zu hören:

»Wild und stürmisch wogte mein Blut. — Und Du willst mein sein? — fragte sie schmeichelnd. — Ewig! und mit Leib und Seele! Wohlan, so beweise es mir. Schwöre mir bei Allem, was heilig

ist, schwöre mir bei Deiner Seligkeit, das zu erfüllen, was ich von Dir jetzt fordere. Nur dann bin ich Dein! — Ich schwur. Ihr Auge bohrte sich stechend in meine Brust, aber ich achtete es nicht, nichts konnte mich schrecken, da es sie zu erringen galt. In dem Schimmer der matt brennenden Sinombrelampe, welche von dem hohen Plafond herab hing, sah ich einen Dolch — da haben Sie den Dolch — in ihrer erhobenen Hand funkeln. Meine Sinne verwirrten sich und schwindelnd mußte ich mich an der Lehne des sammetnen Sophas festhalten. —

»Nimm diesen Dolch!« rief sie, »wenige Zimmer von hier entfernt schläft das Hinderniß, welches unsrer Liebe im Wege steht. Du hast es mir geschworen, Geliebter, geh' und erfülle Deinen Eid!«

»Unglückliche! dort schläft? . . .«

»Mein Gemahl!« entgegnete sie kalt. »Er ist alt und schwach, Du jung und kräftig, — Muth, Geliebter, und ich bin auf ewig Dein!«

Besinnungslos stürzte ich nieder, und weiß nicht, wie lange ich so gelegen haben mochte. Als ich wieder zu mir kam, stand sie vor mir, sie hatte sich über mich gebeugt und ihr brennender Blick versengte mich bis in die tiefste Seele hinein. Ich fuhr mit der Hand über meine Stirne.

»Es ist geschehen!« flisterte sie, und mich durchrieselte es kalt.

»Was hast Du begangen?« rief ich schaudernd.

»Einen Mord!« sagte sie, — da haben Sie auch den Mord, meine Herren und Damen, — und höhnisch zuckte ihr Mund. —«

Die Zuhörer sahen bald den Erzähler, bald sich an, und wußten nicht, was sie von der Sache denken sollten.

»Entsetzen packte mich, und riß mich empor. Zitternd stand ich da, und wagte nicht, meine Augen zu ihr zu erheben; aber als mein Blick zufällig dem ihrigen begegnete, sah ich ein höhnisches Lächeln aus demselben hervorblitzen, das mir das Herz kalt durchschnitt.

»Und doch war sie noch immer so schön. Das dunkle Haar umfloß aufgelöst die herrlichen Züge, und spielte um den schönen Nacken und die weißen Schultern. Ein furchtbarer Zwiespalt erhob sich in mir, ich hätte mich in toller Liebe vor ihr auf die Kniee stürzen mögen und schauderte zurück vor ihrer Nähe. Ihre himmlische Schönheit war das Netz, in welchem die Hölle mich zu fangen gedachte.

»Kind,« sagte sie endlich, »Du zitterst?«

Ich schlug krampfhaft meine Hände vor das Gesicht, um ihrem Zauber zu entgehen, denn ich

konnte mich nicht regen, es war mir, als würde ich von einer eisernen Hand fest gehalten.

»Du hast Dich mir verlobt und zitterst?« wiederholte sie. »Ist das Dein Muth, auf den Du pochtest? mit dem Du dem Leben die Stirne weisen und allen Wechselfällen des Schicksals Trotz bieten wolltest. Ich hörte Deine Worte in jener Nacht, und meinte mit Dir, daß ein Dichter über dem Leben erhaben stehe, daß dieses ihn mit seinen Erbärmlichkeiten nicht berühren könne. Was heißt dem Dichter böse? was gut? die That, die nackte That? Liegt ihm denn nicht die Geisterwelt erschlossen, ahnt er nicht in jeder einzelnen Thatsache den Zusammenhang aller Dinge, weiß er nicht, daß in der Verkettung des Schicksals kein Glied fehlen darf und jedes einzelne seine Bestimmung hat? Geh', Du bist kein Dichter, denn Du bist kein Mann! —«

Ich stand wie vernichtet. In meiner Aufregung war es mir, als sähe ich die Richtigkeit ihrer Schlüsse ein, und dieser Gedanke machte mir vollends das Blut in den Adern erstarren. »Entsetzlich!« preßte ich aus tiefster Brust hervor, sie aber fuhr mit immer zunehmendem Affect fort:

»Wehe dem Dichter, welcher nicht die Liebe als das Höchste anerkennt! Vor ihr schwindet jede andere Rücksicht, und was die Liebe aus Liebe thut, kann ewig nur das Gute sein! — und Du nennst

es Verbrechen! Du wendest Dich von mir, weil Deine blöden Augen die Erhabenheit der Liebe nicht zu schauen vermögen? — Du hast mit heiligen Schwüren Dich mir verlobt, — willst Du den Fluch des Meineids auf Dich herabrufen? Sieh' meine Qualen, Benedict! Für Dich hab' ich das Gräßlichste begangen, — o, wende Dich nicht von mir, schaue mich an mit dem Auge der Liebe, damit ich mich selber wiederfinde. Benedict! . . .« flehte sie und zog mich an sich.

Alle meine Sinne waren im Aufruhr, die Eiseskälte, welche mich vorhin erstarrte, wich dem glühendsten Rausche, Feuer strömte durch meine Adern, als ich mein brennendes Gesicht an ihrem Busen verbarg und von ihren Armen mich umschlungen fühlte. Und als sie nun, fester mich an sich drückend rief:

»So zürnst Du mir nicht, Geliebter, und willst mein sein?« — Da war es mir, als zucke der Blitz des Wahnsinns durch mein Gehirn, und eine Stimme, die meinem Wesen nicht anzugehören schien und doch die meinige war, antwortete: »Ich will es.«

»Ewig?«

»Ewig!« wiederholte ich, »für dieses und für jenes Leben, für den Himmel und für die Hölle!«

»Schwöre es!« rief sie, »schwöre mir's noch einmal bei Deiner Seele.«

»Ich schwöre es bei meiner Seele!« rief ich mit einem Tone, so kreischend, daß er mich selbst durchschauerte. »Dein bin ich für nun und für ewig. Nichts soll von Dir mich trennen, und, jeder andern Seligkeit entsagend, kenne ich keine als Dich!«

In wilder Gluth wollte ich sie fester umschlingen, sie aber stieß mich plötzlich mit übermenschlicher Gewalt zurück.

»Leichtsinniger Knabe!« rief sie; »was hast Du gethan? Von Sinnenlust berauscht, hast Du in rasender Verblendung Dein Heil und Deine Seligkeit verscherzt! So seid Ihr Menschen! so schwach, daß die Hölle sich ihrer Triumphe schämen muß. Auch Du bist nun den finstern Mächten verfallen, und, durch einen furchtbaren Eid gebunden, mußt Du für eine Minute wilder Lust mit Deiner ganzen Ewigkeit büßen. Schaue mich an, Unglücklicher, und erkenne mich!«

Ich richtete bebend den Blick empor, und die Marter auszusprechen, welche in diesem Augenblicke mit unaussprechlicher Heftigkeit mich durchzuckte, reicht keine Sprache aus, eben so wenig, um dasjenige zu schildern, was meine Augen sahen.

»Ich bin die Sünde!« rief sie, »und Du ihr Geweihter!«

Furchtbar verzerrt hohnlachte mir ein Gesicht entgegen, aus welchem ein Paar tiefbohrende lechzende Augen hervorblitzten. Es war Aureliens Gesicht, und doch so ganz anders, so von wilden Leidenschaften durchfurcht, so grinsend, so lockend und so scheußlich. Schlangen umwanden ihr Haupt, und mit einem teuflischen Lächeln wies sie in dem Gemach umher. Auch hier hatte sich Alles verändert. Ringsum loderte ein rother Feuerschein, und bis in die tiefste Ferne hinein, drängten sich gräuliche Teufelsgestalten und wiesen mir ihre Krallen von glühendem Eisen und bleckten die Zähne nach mir; und über meinem Haupte schwirrten und umkreis'ten mich rings die Furien der Reue und der Verzweiflung, die gierig auf mein Herz eindrangen. Mit geballter Faust schlug ich umher und bahnte mir, mit dem Aufgebot aller meiner Kraft, einen Weg nach der verschlossenen Thür; meiner Anstrengung gaben Schloß und Riegel nach und von dem gellenden Hohngelächter der Hölle verfolgt, stürmte ich die Treppe hinab und befand mich auf der Gasse. Da haben Sie das Hohngelächter der Hölle, und den Wahnsinn sollen Sie auch gleich haben; denn seit dieser Zeit bin ich wahnsinnig ... ja, wahnsinnig ...

»Dort!... dort!...« schrie er plötzlich auf; sein Gesicht wurde von einer grauen Todtenfarbe überzogen, krampfhaft zuckte sein Mund und die

Hände wie abwehrend vor sich hinstreckend, wollte er aufspringen, sank aber ohnmächtig in die Arme des neben ihm sitzenden, Tropfen der Angst schwitzenden Poeten.

In der Thür aber, wohin er gewiesen, stand eine Dame von hoher Schönheit. Als Benedict niedersank, eilte sie tief erschüttert zu ihm; ein anwesender Arzt nahm sich des Ohnmächtigen an; man schaffte ihn in ein besonderes Zimmer, und als er endlich in einen tiefen wohlthätigen Schlummer gesunken war, der allem Anschein nach seine durch die Erzählung und den Genuß des Punsches aufgeregten Lebensgeister beruhigen mußte, ging Aurelie — denn sie war es — nachdem ihr der ganze Vorgang mit allen Umständen erzählt war, in das Gesellschaftszimmer hinab, um den Anwesenden die vollkommenste Aufklärung zu geben.

Sie war eine junge Wittwe und gestand zu, daß der Anfang der Geschichte sich durchaus so zugetragen, wie Benedict erzählt habe. Es schien ihn damals die feuchte Nachtluft angegriffen zu haben, denn kaum befand er sich in dem Zimmer der Dame, als er von dem wildesten Fieberparoxysmus ergriffen wurde. Man schaffte ihn auf ein Ruhebett, ein Arzt wurde rasch herbei geholt, aber in dem Augenblicke,

als man ihn eingeschlafen glaubte, sprang er plötzlich auf und eilte davon. Nach seiner Wiederherstellung verordnete der Arzt ihm eine Erholungsreise, wie der Leser aus dem Anfange dieser Erzählung bereits weiß, und daß die Dame ihm nachreis'te, um in seiner Nähe zu bleiben, hatte seinen Grund darin, weil sie den jungen Mann liebte. Sie war bei dem Besteigen des Brockens von der Nacht überrascht worden, und trat in dem Augenblicke in das Gastzimmer des Brockenhauses, als Benedict durch den Schluß seiner Erzählung alle Anwesenden in die größte Verlegenheit gesetzt hatte.

Als Benedict am andern Morgen erwachte, war er neu gestärkt, und da seine Einbildung nur die Folge äußerer Einflüsse gewesen war, die den kräftigen Heilmitteln des Arztes weichen mußten, so war es leicht, sich mit ihm zu verständigen.

Nach einem halben Jahre war er Aureliens Gemahl, lebt gegenwärtig in B. und lacht noch oft über die Tollheiten jener beiden Nächte, wenn er sein junges blühendes Weib in die Arme schließt.

Die Tochter des Pflanzers.*)

Eine wahre Geschichte.

Zwei Liebende blieben am Eingange des Eichenwäldchens stehen, durch welches der Weg nach Montgomery führte.

»Geh nicht weiter mit mir,« sagte der junge Mann, »Dein Vater ist krank und wartet auf Dich.«

Die junge Amerikanerin ergriff seine Hand.

»O mein Gott!...« seufzte sie.

»Weine nicht, meine gute, meine theure Jenny, Du nimmst mir sonst den Muth. Wüßtest Du, was ich bei diesem Abschied empfinde! wie ich geschwankt habe, als Mr. Jackson mir von dieser Anstellung in Boston sagte. Aber ich mußte der Vernunft nachgeben. Die Angelegenheiten Deines Vaters sind mehr in Verwirrung, als er selbst es glaubt, seine Krankheit wird jeden Tag ernsthafter, so daß

*) Diese wahre Begebenheit wird in ihren Hauptzügen von Miß Martineau in ihrem Buche »über die socialen Zu[illegible]de Nordamerika's« mitgetheilt.

Ihr vielleicht bald ohne Hülfsmittel seid! ... Indem ich die mir gebotene Anstellung annehme, sichere ich Dir und mir eine Stellung, ich werde jetzt ein Dach haben, unter welchem ich Dich empfangen kann, und in einigen Monaten sind wir auf immer vereint. Freust Du Dich nicht, Mädchen?«

»Ach, Jones!« antwortete sie, indem sie sich an die Brust ihres Geliebten warf.

Dieser drückte sie zärtlich an sein Herz, preßte auf ihre nassen Augen einen langen Kuß, und wiederholte ihn mehrere Male.

»Lebe wohl! lebe wohl, meine süße Braut! — mein theures Weib!«

Abermals drückte er sie an seine Brust und umarmte sie von Neuem; dann riß er sich plötzlich los und eilte auf dem Wege von Montmorency davon.

Lange Zeit verweilte Jenny auf derselben Stelle, suchte ihn durch die Eichen hindurch zu erblicken und forschte, ob er ihr nicht einen letzten Abschiedsgruß zusendete. Endlich, als sie sich überzeugt hatte, daß sie ihn nicht mehr sehen noch hören konnte, gedachte sie ihres Vaters, raffte sich zusammen und ging langsamen Schrittes den Weg nach der Pflanzung zurück.

Sie war nicht mehr weit von derselben entfernt, als sie Mr. Jackson daherkommen sah. Sie sah sich um, als suchte sie ein Mittel, ihm auszuweichen,

erkannte indeß bald, daß dieses unmöglich sei, und entschloß sich, ihren Weg fortzusetzen.

Diese Angst der Miß Mackenzie bedarf der Erklärung.

Mr. Jackson, Eigenthümer einer benachbarten Pflanzung, war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hohem Wuchs und kühnem Gesichte. Er war von Geburt ein Irländer und gezwungen worden, einiger Gewaltstreiche wegen, von denen man dieses und jenes redete, das Land zu verlassen. Mit den ersten Auswanderern nach diesem Theile Alabama's gekommen, hatte er sein Leben in Gefahren hingebracht, unter wilden Stämmen, mit denen er bald Freund, bald Feind war. Man erzählte von ihm tausend Geschichten, die seine Kühnheit, zugleich aber auch die glühende Energie seiner Leidenschaften bewiesen. In seinem Abenteurerleben hatte es blutige Rächung, unerhörte Kämpfe und unglaubliche Abenteuer gegeben. Zweimal hatte er Häuptlingen der Choktaws und der Creeks ihre Lieblingsweiber entführt, und die Gefahren, denen er sich dabei aussetzte, waren schrecklich; aber wenn die Leidenschaft sprach, so ließ er sich durch nichts aufhalten. Da er unter mehreren civilisirten Völkern gelebt hatte, so hatte er von jedem entlehnt, was ihm zur Befriedigung seiner Wünsche dienlich sein könnte. Seinem in der Jugend ausgebildeten Geiste fehlte es nie an Kennt-

nissen, seine Sprache hatte oft die Eleganz der Bücher und sein Benehmen die Grazie der Salons; aber unter dieser Hülle versteckte er den unbezähmbaren Willen eines Wilden. Von den Stämmen, in deren Mitte er lange gelebt, hatte er die geduldige Verschlagenheit und stumme Beharrlichkeit gelernt, die sicher zum Ziele führen.

Seit er einer der reichsten Pflanzer Alabama's geworden war, bot sich die Gelegenheit, seine Instincte auszuüben, minder häufig dar, aber immer noch erkannte man in ihm eine jener herrschsüchtigen, gewaltsam-schrecklichen Naturen, welche in ihrer Sphäre Alles absorbiren, was sanft, weich oder schön ist, sich Alles zueignen, was ihnen gefällt, und Alles sich assimiliren, weil Alles schwächer ist, als sie; — leidenschaftliche, aber harte Herzen, welche einem Vulkan gleichen, dessen Lava zu Stein wird, wenn sie nicht mehr brennt.

Ohne Mr. Jackson völlig zu kennen, fühlte Jenny dennoch ein instinctmäßiges Widerstreben vor ihm. Seine Besuche bei ihrem Vater hatten ihr stets mißfallen, besonders seit sie häufiger geworden waren.

Indeß hatte dieser sie eingeholt, und nach den gebräuchlichen Höflichkeitsformeln gingen beide auf Mr. Mackenzie's Wohnung zu.

»An Miß Jenny's nassen Augen,« sagte Jack-

son endlich nach einer Pause, »sehe ich, daß sie von Jones Cokeril Abschied genommen hat.«

Das junge Mädchen machte erröthend ein bejahendes Zeichen.

»Seid unbesorgt,« fuhr der Pflanzer fort, »ich habe ihn einem Hause empfohlen, dessen sämmtliche Commis ihr Glück gemacht haben.«

»Mr. Cokeril wird Euch sein Glück verdanken,« stammelte Jenny, »und mein Dank . . .«

»Dankt mir vor Allem für seine Abreise.«

»Wie!«

»Ja, hoffentlich wird Jones Abwesenheit der Miß Mackenzie Muße lassen, nachzudenken und ihren Heirathsplan aufzugeben.«

»Aber warum denn?«

»Weil Miß Jenny zu schön und zu wohl erzogen ist, denn daß sie nichts Höheres erstreben sollte, als das Elend eines armen Teufels zu theilen.«

»Aber eben sagtet Ihr ja noch, daß Mr. Cokeril sein Glück machen würde?«

»Ohne Zweifel, in funfzig Jahren! Jeder macht in den vereinigten Staaten sein Glück, wenn er das Alter abwartet, in welchem das Geld zu nichts mehr nützt; man lebt erbärmlich, mit der Gewißheit, als Millionair zu sterben. Uebrigens wage ich zu glauben, daß Miß Jenny zu verständig ist, um sich zu einem Dasein voll Entbehrungen, Sorgen

und Mühen zu verdammen, während sie sich, von diesem Augenblicke an, alle Freuden des Ueberflusses sichern kann.«

»Ich habe wenig Ehrgeiz,« antwortete das junge Mädchen.

»Ihr habt wenigstens den Wunsch, glücklich zu werden und wißt nicht, was man zu leiden hat, bevor man sich eine unabhängige Existenz schafft. Ihr habt gesehen, wie viel Mühe und Schweiß unsere Emigranten anwenden mußten, um mit dem Beile ein Stückchen Wald abzuhauen und sich einen freien Platz zu erobern. In der Welt aber ist die Arbeit noch rauher; da hat man statt der Bäume Menschen und statt der Axt den Willen, ein böses Instrument, welches sich unaufhörlich verwickelt oder sich gegen Euch selbst kehrt. Glaubt mir, Miß, die Wilden haben Recht, wenn sie sagen, daß das reife Korn das beste Korn, und das fertige Nest das beste Nest ist.«

»Ich fühle mehr Muth in mir,« sagte Jenny, »und glaube, daß auch darin, daß man sich selber seine Zukunft bereitet, einige Freude liegt.«

»So wollt Ihr Euch,« sagte Jackson, »allen Wechselfällen des Schicksals aussetzen und Mr. Cokeril nach Boston folgen?«

»Und warum nicht?«

»Ihr kennt die nördlichen Staaten nicht, Miß

Mackenzie. Was Eure Schwarzen hier sind, werdet Ihr dort sein; denn bei den Abolitionisten*) ist der Reiche Herr, der Arme Sclav, und das Weib des Armen, Sclavin eines Sclaven. Dort erwirbt man Vermögen nicht nur durch die Arme Anderer, sondern nur durch seine eigenen, man muß das Geld mit Schweiß aufwägen.«

Damit ergriff er die weißen Hände des jungen Mädchens und fuhr spöttisch fort:

»Sollen diese Finger, nur gewohnt, Euer blondes Haar zu parfümiren, von der Packleinwand zerrissen werden, oder von dem Abwägen der Spezereien Schwielen bekommen? Ihr habt stets das süße Leben unserer Frauen von Alabama geführt, Miß, verdammt Euch nicht zu den niedrigen Beschäftigungen, die man hier den Sclaven überläßt.«

Jenny zitterte, unter der Herrschaft der Vorurtheile des Südens aufgewachsen, wo man jede Arbeit für ein Unglück und beinahe schmachtvoll für das Weib hält, wurde sie auf einen Augenblick von dem Bilde, welches Mr. Jackson ihr vorhielt, ergriffen, aber dieser Eindruck ging rasch vorüber, und sie antwortete fast eben so bald:

---

*) So werden diejenigen in Nordamerika genannt, welche die Aufhebung oder Abolition der Sclaverei begünstigen.

»Ich unterwerfe mich den Gebräuchen des Landes, welches ich bewohnen werde, mein Herr.«

Der Pflanzer machte eine Bewegung des Unwillens, die er aber sogleich wieder unterdrückte.

»Hütet Euch, Miß Mackenzie,« fuhr er dann mit verhaltener Stimme und einer drohenden Sanftmuth fort; »bedenkt Euch, bevor Ihr handelt, es handelt sich hier nicht blos um Euch, sondern um Euren Vater.«

Das junge Mädchen sah ihn betroffen an.

»Mr. Mackenzie hat es gemacht, wie alle Pflanzer; als er sich hier vor zehn Jahren niederließ, borgte er die Summe, deren er zu seinem Anbau bedurfte.«

»Ich weiß es, daß er Euch viel schuldig ist,« unterbrach ihn Jenny.

»Bisher ist ihm Alles fehlgeschlagen, und wenn ich nicht irre, so trägt die Unmöglichkeit, seine Verpflichtungen zu erfüllen, viel zu der Krankheit bei, welche ihn tödtet.«

»Ach! ich weiß es, ich weiß es!« rief das junge Mädchen weinend, »aber — o mein Gott! was kann ich thun?«

»Entsagt Mr. Cokeril.«

»Wie!«

»Und gebt Mr. Mackenzie einen Schwiegersohn, der reich genug ist, ihn aus dieser Verlegenheit zu ziehen.«

»Nie! nie!« rief Jenny, die sich voll Abscheu von dem Pflanzer entfernte.

»Gewiß,« sagte dieser mit bitterm Vorwurf, »es steht Miß Mackenzie frei, ihren Geschmack dem Leben ihres Vaters vorzuziehen.«

»O! mein Herr!«

»Uebrigens drängt nichts, erst in vierzehn Tagen ist der erste von Mr. Mackenzie unterzeichnete Wechsel fällig; ich werde alsdann die Ehre haben, Euch meine Aufwartung zu machen.«

Damit grüßte er das junge Mädchen kalt und verließ sie.

Als Jenny allein war, dachte sie voll Entsetzen über das Vorgefallene nach. An den Absichten des Pflanzers konnte sie nicht mehr zweifeln, und doch hatte sie Mühe, daran zu glauben.

Als Mr. Jackson vor funfzehn Jahren Eigenthümer seiner Pflanzung geworden war, hatte er sich, wie die meisten Ansiedler, eine schöne farbige Frau anfangs als Maitresse zugelegt, die aber bald die Autorität einer Gemahlin erlangte. Sie hatte ihn zum Vater zweier, jetzt bereits herangewachsener Söhne gemacht, die sorgfältig erzogen waren, und in Alabama, wo solche Heirathen an die linke Hand nicht selten sind, legte man ihr allgemein den Namen Mrs. Jackson bei.

Diese Gewohnheit hatte diese irregulare Verbin-

dung endlich so sehr legitimirt, daß Miß Mackenzie, obgleich sie die Wahrheit wußte, dennoch den Pflanzer stets als einen verheiratheten Mann angesehen hatte. Sie erschrak daher um so mehr, als sie die furchtbare Leidenschaftlichkeit des Mannes erkannte.

Der einzige Mann, von welchem Jenny Hülfe erwartete, und der die Angelegenheiten ihres Vaters passend in Ordnung bringen konnte, war der Onkel Williams. Er wohnte in New-Hampshire und hatte schon lange versprochen, seinen Bruder in Alabama zu besuchen; Jenny schrieb ihm daher den Zustand der Dinge und beschwur ihn, seine Ankunft zu beschleunigen.

Indeß wurde Mr. Mackenzie mit jedem Tage schwächer, sein Leben schwand dahin, wie eine Quelle, die ein unterirdisches Feuer versiegen macht. Er war nicht ein Kranker, sondern ein Mann, dem es Bedürfniß war, zu sterben. Er hielt sich jedoch aufrecht, und fuhr fort, seine Geschäfte zu leiten.

Eines Abends, als Mr. Mackenzie sich leidender als gewöhnlich befand, nahm er den Arm der Tochter, um sich nach seiner Baumwollenpflanzung zu begeben; unterwegs aber verließen ihn die Kräfte und er blieb unter einer Weinlaube, wo er sich ermüdet niederließ. Das leise Säuseln, welches durch die Blätter zog, schien ihm Erleichterung zu geben,

sein Kopf sank auf die Brust, seine Augen schlossen sich und er schlief ein.

Jenny war vor ihm stehen geblieben, indem sie den Athem anhielt und kaum sich zu regen wagte, als jedoch der regelmäßige Athem des Kranken sie überzeugt hatte, daß er ruhig schlief, warf sie einen letzten Blick auf diese fast haarlose Stirn, diese durchsichtigen Züge, diese magern Hände, und entfernte sich gesenkten Hauptes, als sie Thränen über ihre Wangen rinnen fühlte.

Sie saß bereits eine Zeit lang sinnend unter einer etliche Schritte entfernten Eiche, als ihr Name dicht neben ihr ausgesprochen wurde; sie schrie laut auf, erhob sich rasch, und stand vor Mr. Jackson.

»Miß Mackenzie scheint mich nicht erwartet zu haben,« sagte der Pflanzer mit seinem wilden Lächeln, »und doch hatte ich ihr vor vierzehn Tagen meinen Besuch gemeldet.«

»In der That ... ja,« antwortete das junge Mädchen erschrocken.

»Darf ich fragen, ob Miß Jenny die Güte gehabt hat, über unsere letzte Unterredung nachzudenken?«

»Ja, mein Herr.«

»Und bin ich so glücklich gewesen, ihr einige meiner Gründe einleuchtend zu machen?«

»Von Allem, was Ihr mir gesagt habt, habe

ich nur eins begriffen,« antwortete das junge Mädchen mit Anstrengung, »daß mein Vater Verpflichtungen habe, die er nicht im Stande sei, zu erfüllen.«

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber ich glaube, Miß Jenny auch ein Mittel angegeben zu haben, Mr. Mackenzie aus der Verlegenheit zu ziehen.«

»Ich rechnete auf meinen Onkel Williams,« sagte sie, Jacksons Bemerkung umgehend, »und hoffte, er würde selbst gekommen sein, um die Sache zu ordnen.«

Der Pflanzer machte eine heftige Bewegung.

»Ah! Ihr habt an Euren Onkel geschrieben! sehr wohl... Ich sehe, daß Miß Mackenzie sich nicht an ihre Freunde hat wenden wollen.«

»Ich habe keine Freunde, als meine Verwandten.«

»Und Mr. Cokeril?«

Jenny sah ihn kühn an. »Es ist wahr,« sagte sie, »wäre Jones hier, ich würde ruhiger sein.«

Der Pflanzer machte ein Zeichen der Verachtung. »Ich wußte nicht, daß Mr. Jones ein so werthvoller Vertheidiger sei, und war besonders weit von dem Gedanken entfernt, daß er über zehntausend Dollards verfügen könne.«

»Zehntausend Dollards!«

»So viel beträgt die Wechselschuld, welche Mr. Mackenzie mir morgen zu zahlen hat.«

»Aber mein Vater hat diese Summe nicht . . .«

»Ich weiß es.«

»So werdet Ihr ihm eine Frist bewilligen? . . . Ihr werdet Euch bis zur Erndte gedulden, nicht wahr?«

»Ich habe das Recht, die Pflanzung auf der Stelle verkaufen zu lassen.«

»Aber Ihr werdet keinen Gebrauch davon machen? . . .« fragte Jenny erschrocken.

»Euer Entschluß soll den meinigen bestimmen.«

Das junge Mädchen schlug die Augen nieder, und fühlte sich bis zum Herzen durchkältet.

»Ich will deutlicher reden, Miß Mackenzie, — ich liebe Euch; werdet mein, und die Ruhe Eures Vaters ist gesichert. Ich bin reich, mein ganzes Vermögen ist Euer. Eurem Willen soll Alles gehorchen . . . stoßt mich nicht zurück!«

»Es ist unmöglich!« rief Jenny entsetzt, »ich bin Jones Verlobte.«

»Erwägt es wohl, Miß Jenny.«

»Barmherzigkeit, bedenkt, daß Ihr seit zehn Jahren der Freund meines Vaters seid . . .«

»Ihr seid seit zwanzig Jahren seine Tochter; warum sollte ein Fremder barmherziger sein als eine Tochter?«

»Barmherzigkeit!« wiederholte sie.

»Es kommt auf Euch an, Miß.«

»O fordert für Eure Wohlthaten nicht einen Preis, der unmöglich ist ... schont die letzten Tage eines Sterbenden ... versprecht es mir, Mr. Jackson!« Ihres Abscheues vergessend, hatte Jenny sich lebhaft dem Pflanzer genähert und drückte seine Hände convulsivisch an ihre Brust. Als dieser aber das Klopfen des von Seufzern geschwollenen Busens fühlte, preßte er das junge Mädchen in seine Arme, berührte ihr blondes Haar mit seinen Lippen und rief: »Ja, ich verspreche es, aber dann gelobe mir, daß Du mein sein willst. Ich liebe Dich unsäglich; seit sechs Monaten folge ich Dir überall ... liebe mich ... hörst Du? ich will es!« — Es lag eine Art drohender Wuth in dieser Liebesbitte. Die junge Amerikanerin wollte sich seinen Armen entwinden, aber er hielt sie fest und fuhr fort: »O, weigere Dich nicht; Du fürchtest, eine Nebenbuhlerin zu finden ... o, seit ich Dich liebe, verabscheue ich dieses Weib, ich liefere sie Dir aus, wenn Du willst; wenn Du willst, soll sie kniend Dir dienen ... oder mißfällt Dir ihre Gegenwart, so jage ich sie fort, sammt ihren Kindern!... Es sind Sclaven, ich verkaufe sie dem ersten, dem besten Kaufmann!«

»Eure Söhne verkaufen!« rief Jenny sich losreißend.

»Nur Dich liebe ich, nur Dich!«

»Laßt mich!«

»Nein, höre mich!«

»Laßt mich! . . . ich verabscheue Euch!«

Der Pflanzer erbleichte, und als das junge Mädchen sich immer weiter von ihm entfernte, rief er kalt:

»Wohlan, ich will diese Gesinnung verdienen. Sagt Eurem kranken Vater, daß er sich aus seinem Bette erhebt, denn das Bett ist mein, mein ist Alles, was Ihr hier seht. Morgen bleibt Euch nicht so viel, um einen Sarg für Euren Vater kaufen zu können.«

Damit schüttelte er heftig den Arm der halb ohnmächtigen Jenny und wollte sich entfernen.

»Elender!« rief plötzlich eine Stimme. Der Pflanzer und Jenny sahen sich zugleich um, Mr. Mackenzie stand aufrecht im Eingange der Weinlaube, indem er noch die Zweige in der Hand hielt, die er bei seiner Anstrengung, sich zu erheben, abgebrochen. Blaß und wankend ging er auf Jackson zu, der unbeweglich geblieben war, seine Brust keuchte und seine Lippen bebten, während Jenny sich in seine Arme stürzte.

»Ich habe Alles gehört!« sagte er, und Jackson, der sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, entgegnete kalt:

»Nun dann, was beſchließeſt Du?«

»Lieber will ich,« rief der Kranke vor Zorn keuchend, »lieber will ich in dem Hoſpital von Montgomery ſterben, als meine Tochter einem irländiſchen Banditen geben.«

»Oho! Du haſt alſo Vorkehrungen zu Deinem Bankerott getroffen!«

Mackenzie ſprang mit erhobener Hand auf den Pflanzer zu. Jackſon trat einen Schritt zurück, zog eine Piſtole hervor, die er nach dem Gebrauch der Pflanzer trug, und richtete ſie auf den Kranken. Dieſer aber, deſſen Kräfte durch die Anſtrengung erſchöpft zu ſein ſchienen, wartete den Schuß nicht ab, er öffnete wankend die Arme, brach in ſich ſelbſt zuſammen und ſtürzte zu Boden. — »Vater! mein Vater!« rief Jenny, indem ſie ſich neben ihm auf die Knie warf. — Mr. Mackenzie ſah ſie an, ſtreckte die Hand nach ihr aus ... wollte reden ... dann fiel ſein Kopf zurück, und ſeine Augen ſchloſſen ſich für immer. —

Mr. Mackenzie's Tod wurde bald in Alabama bekannt und rief ſeine Gläubiger zuſammen; Jackſon prüfte die Bücher und Papiere des Verſtorbenen, und Onkel Williams, welcher unterdeſſen angekommen war, nahm ein Inventarium der Ländereien und des übrigen Eigenthums auf. Endlich war der Tag gekommen, wo man den Gläubigern das Re-

sultat mitzutheilen hatte, und Williams begann, ihnen das Inventarium vorzulesen. Das Ganze belief sich auf die Summe von 20,000 Dollars.

»Nur 20,000 Dollars!« hieß es. — »Geduld,« riefen Andere, »vielleicht hat Mr. Jackson in den Papieren etwas von Werth entdeckt.«

»Ich habe nichts gefunden, meine Herren.« — Es entstand ein allgemeiner Tumult. »So verlieren wir mindestens ein Drittel!«

»Nichts, meine Herren; das Inventarium, welches Hr. Williams aufnahm, enthielt nicht alles Eigenthum seines Bruders, es fehlt eins der wichtigsten Stücke darin.«

»Welches?«

»Seine Tochter!« — Es entstand ein Gemurmel des Erstaunens und Alle sahen sich an. — »Ich verstehe Euch nicht,« sagte Williams. — »Ich will mich deutlich erklären. Diese Papiere hier beweisen, daß die Frau, welche er vor zwanzig Jahren heirathete, eine Sclavin war. Die Kinder gehören nach unsern Gesetzen dem Stande der Mutter an. Miß Jenny also, die Tochter einer Sclavin, ist selber Sclavin, und gehört als solche zum Nachlasse Mr. Mackenzie's.« — »Das ist unmöglich!« rief Williams, »wo sind diese Papiere?« — »Hier!« — Man ersuchte Williams, die Actenstücke laut

vorzulesen, und der Beweis war zu klar, um den geringsten Zweifel zuzulassen. — »Seid Ihr jetzt überzeugt?« fragte Jackson ironisch. — Der Greis schwieg betäubt. — »So wird Mr. Williams Mackenzie denn auch einsehen, daß seine Nichte mit zu dem Inventarium gehört.« — »Höret mich an,« sagte dieser, indem er sich erhob, »gegen Euer schändliches Gesetz habe ich nichts zu sagen, es ist das Gesetz! Nur möchte ich die Tochter meines Bruders loskaufen. Ich bin arm und habe sechs Kinder; aber wenn diese auch weiter nichts erben, so sind sie doch wenigstens ihrer Freiheit gewiß. Ich zahle für Miß Jenny den Preis des stärksten Sclaven von Alabama; Ihr findet vielleicht, daß ich damit ein schwaches, zu jeder Arbeit unfähiges Mädchen sehr theuer bezahle.« — »Miß Jenny ist schön,« bemerkte ein Gläubiger, »und für ein schönes Mädchen findet man stets Beschäftigung.« — »Entsetzlich!« — »Man sieht, daß Ihr den Artikel nicht kennt, Massa,« sagte lachend der Holländer; »doch können wir die Katze nicht im Sacke verkaufen.« — »Laßt sie kommen!« hieß es von allen Seiten. Nach vergeblichen Einwürfen ging Mr. Mackenzie selber, Jenny herbei zu holen. »Was ist Euch, Oheim?« fragte diese, als sie seine Blässe bemerkte. — Williams war nicht gefaßt genug, um seine Nachricht zu mildern, und Miß Jenny war wie vom Don-

ner gerührt. »Fürchte nichts,« sagte ihr der Greis, »was es auch kosten mag, ich rette Dich.«

Als Jenny vor den Gläubigern erschien, war sie so blaß, aber so stolz, es lag in ihrem ganzen Wesen ein so tiefer, doch entschlossener Schmerz, daß die Gläubiger ehrerbietig vor ihr zurücktraten.

»Hier bringe ich Euch Eure Sclavin,« sagte Williams. »Da die Menschen hier Sachen sind, welche man ererbt und verkauft, so bestimmt selbst den Preis, welchen ich Euch dafür zahlen soll.« — Der Sclavenhändler näherte sich Jenny, prüfte sie mit Kennerblicken und sagte: »sie ist **2000** Dollars werth!« — »Ich gebe **2000**,« entgegnete Williams. — Die Gläubiger besprachen sich, als Jackson, der bisher mit schweigendem Lächeln zugehört, vortrat und kalt sagte: »Ich gebe **6000** Dollars.« Jenny erbebte, blieb aber ruhig und gefaßt. — »Siebentausen Dollars!« nahm Williams das Wort. — »Achttausend.« — »Neuntausend.« — »Zehntausend.« — Mr. Williams schwieg erschrocken, und Jenny, die sein Schwanken bemerkte, ergriff seine Hand und sagte: »Es ist genug, guter Oheim; gebt mich auf.« — »Mein Herr,« sagte Williams, »ich weiß, daß Ihr über mehr Geld gebieten könnt, als ich; aber habt Mitleid mit meiner Armuth. Entreißt mir dieses Kind nicht; ich habe versprochen, ihm Vater zu sein; im Namen des allmächtigen

Gottes, entreißt es mir nicht.« Des Greises Stimme zitterte und Thränen standen in seinen Augen. Er nahm Jenny's Hand, wandte sich dann zu den Gläubigern und sagte: »Ich gebe **12000** Dollars.« — »Funfzehntausend,« rief Jackson kalt. Williams war blaß vor Zorn und Schmerz. »Mein Bruder ist **20,000** Dollards schuldig, rief er; »ich verpflichte mich, sie in einem Jahre zu bezahlen.« — »Ich zahle auf der Stelle,« sagte Jackson, indem er **20,000** Dollars in Banknoten auf den Tisch warf. — Die Gläubiger näherten sich dem Tische und der Holländer rief: »Abgemacht! Uns das Geld und Euch das Mädchen!« Williams sank auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. — »Das Schicksal hat es so gewollt,« sagte Jenny in ruhiger Verzweiflung. Dann ließ sie sich vor dem Greise auf ein Knie nieder, ergriff seine Hand und sagte unter zurückgehaltenen Thränen:

»Nur eine Bitte habe ich noch. Jones ist jetzt in London und bestimmt eben jetzt vielleicht den Augenblick unserer Vereinigung. Versprecht mir, Oheim, ihm selbst meine letzten Grüße zu bringen und ihn zu trösten.« — »Ich verspreche es Dir,« antwortete Williams weinend. Dann zog die junge Amerikanerin einen Ring von ihrem Finger: »Bringt ihm diesen Verlobungsring, und sagt ihm, daß ich als seine Braut gelebt habe und sterbe.«

Sie erhob sich, warf einen Blick im Zimmer umher, in dem ihr Alles so vertraut war; und breitete die Arme nach einem im Zimmer hängenden Bilde ihrer Mutter aus, als wolle sie von Allem, was sie liebte, Abschied nehmen. Dann näherte sie sich dem Fenster, sah die Gegend, den Himmel und den unten vorbeiströmenden Alabama an und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen; es entstand eine tiefe Stille, während welcher man nur die Seufzer des Mädchens und des Greises hörte. Plötzlich öffnete sich die Thür und Jackson erschien.

»Ich komme, um zu fragen, ob Miß Jenny von ihrem Oheim Abschied genommen hat,« sagte er langsam. »So ist der Kauf also unwiderruflich?« fragte Williams. »Hier ist der von den Gläubigern unterzeichnete Contract.« Williams nahm, wie betäubt, das Papier.

»Und sind mit dem Gelde, welches man für mich gab, alle Schulden meines Vaters bezahlt?« fragte Jenny, »ist die Ehre meines Vaters gesichert?«

»Mr. Williams Mackenzie wird sogleich die General-Quittung für seinen Bruder empfangen, es bleibt nichts mehr zu thun übrig, als daß Miß Jenny ihrem neuen Herrn folgt.«

»So lebt wohl, mein theurer Oheim,« rief

Jenny, die Arme ausbreitend; »lebe wohl, Jones, lebe wohl, Mutter! . . .«

Damit eilte sie zum Fenster und stürzte sich in die Fluthen des Alabama hinab, die sich brausend über ihr schlossen. Kein Auge sah sie jemals wieder.

Helmstedt,
gedruckt in der Leuckart'schen Buchdruckerei.

Beim Verleger dieses sind außer mehrern andern, nachstehende wissenschaftlich verwandte Werke erschienen:

Cauchy, A. L., Vorlesungen über die Differenzialrechnung, mit Fourier's Auflösungsmethode, der bestimmten Gleichungen verbunden. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. C. H. Schnuse. Mit einer Steindrucktafel. 24 Bogen. Lexiconf. 8. geh. 1836. 2 Thlr.

Derselbe, Vorlesungen über die Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf die Geometrie. Deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnuse. 28 Bogen. Lexiconf. 8. geh. 1840. 2 Thlr. 16 Sgr.

Pambour, P. M. G. de, neue Theorie der Dampfmaschine, oder vollständige Anleitung zur Berechnung des Effectes und der Dimensionen aller Arten von Dampfmaschinen, worin zugleich die Unrichtigkeit der bisher gebräuchlichen Berechnungsmethoden nachgewiesen, und eine Reihe neuer Formeln mitgetheilt wird, welche die Geschwindigkeit einer Dampfmaschine bei einer gegebenen Ladung, ihre Ladung für eine bestimmte Geschwindigkeit, ihre Verdampfungskraft für bestimmte Effecte, ihre Nutzkraft in Pferdekräften, ihre Nutzkraft für eine gegebene Quantität consumirten Wassers und Brennmateriales, ihre Ladung oder ihre Expansion, welche den größten Nutzeffect giebt ꝛc. ausdrücken. Nebst einem Anhange, welche eine kurze Anweisung zum richtigen Verständniß und zum leichten Gebrauche der in diesem Werke vorkommenden mathematischen Formeln für diejenigen enthält, welche mit den Lehren der Algebra noch nicht vertraut sind. Deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnuse. 18 Bogen. Lexiconf. 8. geh. 1839. 1 Thlr. 16 Sgr.

Derselbe, theoretisch-practisches Handbuch über Dampfwagen, enthaltend die Construction der Locomotiven und ihre Anwendungsart zur Fortschaffung der Lasten, die Berechnungsart der Geschwindigkeiten, mit welchen sie unter allen Umständen gewähren können, die Angabe der Bedingungen, welche bei ihrer Construction zur Erlan-

gung bestimmter Effecte erfüllt werden müssen, Untersuchungen, welche sich auf eine große Anzahl in England angestellter Versuche stützen ꝛc. Nach der zweiten, sehr vermehrten und verbesserten Originalauflage deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnuse. Mit 5 Figuren-Tafeln. Lexiconf. 8. geh. 2 Thlr. 18 Sgr.

Romane.

Gerle, W. A., Der bürgerliche Salon. Genrebilder aus der Gegenwart. 2 Bände. 2 Thlr. 8 Sgr.

Kock, C. Paul de, Jenny, oder die drei Blumenmärkte in Paris, und: Eine musikalische Morgenunterhaltung. Charles de Bernard, Die Vergeltung. Drei Novellen. Aus dem Französischen von Dr. Ed. Brinckmeier.

Derselbe. Der Mann aus den Zeiten des Kaiserreichs, der Republik und der Restauration. 4 Bde. 3 Thlr.

Liebe und Leben. Novellen von Ed. Brinckmeier.

Softmann, W., geb. Blumenhagen. Die Frauen des Hauses Vaubreal, oder die ereignißreichsten Epochen Frankreichs. 2 Bde.

Softmann, W., die Sonambule. Kunstleben. Liota oder der Schleierfall. Drei Novellen.

Soulié, F., Die Eisenhütte. Aus dem Französischen von W. Schultze. 2 Bde. geh. 2 Thlr.

Derselbe. Die vier Schwestern. Aus dem Französischen von Dr. Ed. Brinckmeier. 2 Bde.

Derselbe. Generalbeichten. 4ter Band.

Tarnowski, L., Napoleon und die Philadelphen. Ein Roman aus den Kriegsjahren 1806 bis 1809. 3 Bde.

Wangenheim, F. Th. Die Seelenverkäufer. Nach Thatsachen unserer Tage. Historisch-romantisch bearbeitet. 3 Bde. Enthalten: 1ster Band. Der Agent. 2ter Band. Das Schiff Aloysa. 3ter Band. Deutschland und die Union.

Theater.

Der Liebe Duldung. Drama in fünf Akten von J. H. Blumer. geh. 16 Sgr.

106775